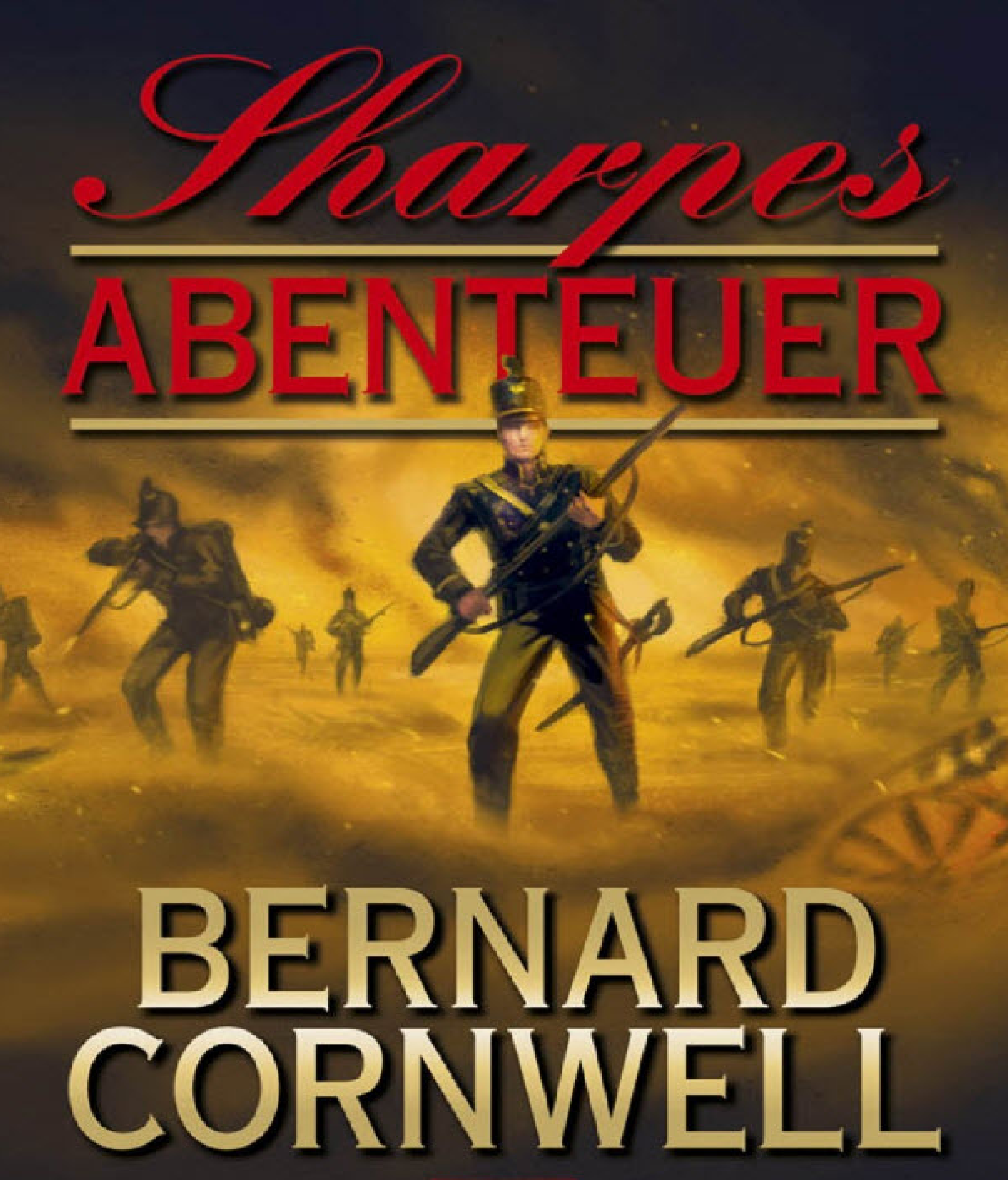

Sharpes
ABENTEUER
BERNARD
CORNWELL
BASTEI
LÜBBE

Bernard Cornwell

SHARPES ABENTEUER

Aus dem Englischen von
Rainer Schumacher und Dietmar Schmidt



Bernard Cornwell

SHARPES ABENTEUER

Aus dem Englischen von
Rainer Schumacher und Dietmar Schmidt

BASTEI ENTERTAINMENT

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Erstausgabe

Titel der englischen Originalausgabe
»Sharpe’s Story« und
»Sharp e’s Skirmish«
Published by arrangement with
Marco Vigevani & Associati Agenzia Letteraria,
on behalf of Toby Eady Associates Ltd.

Textredaktion: Rainer Delfs
Titelillustration: © Bao Pham
Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen
E-Book-Produktion: Urban SatzKonzept, Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-5900-5

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Der Autor

Bernard Cornwell wurde 1944 in London geboren. Er arbeitete lange für die BBC, unter anderem in Nordirland, wo er seine Frau kennenlernte. Heute lebt er die meiste Zeit in den USA. Er ist Autor zahlreicher international erfolgreicher historischer Romane und Thriller. Die Sharpe-Serie, die er in den 80er Jahren zu schreiben begann, hat Kultstatus erreicht und wurde von der BBC mit Sean Bean in der Hauptrolle verfilmt.

EINFÜHRUNG

Sharpes Abenteuer wurde ursprünglich für eine Buchhandelskette in Großbritannien geschrieben, die den Käufern von *Sharpes Zorn* eine kostenlose Beilage geben wollte. Wie immer kam diese Anfrage reichlich spät, und der Text, den ich daraufhin verfasst habe, entstand in aller Eile. Diese Version hier ist viel länger. Auch habe ich noch einen wesentlich kürzeren Essay mit dem Titel *Kuchen und Ale* hinzugefügt, weil darin einige der finsteren Ursprünge von Sharpe erklärt werden.

Ich schreibe das hier an einem kühlen Sommertag in Cape Cod. Trotzdem ist mir warm ums Herz, denn ein neuer Sharpe-Roman ist eingetroffen. Nun, eigentlich ist es ein alter Sharpe, aber in toller, neuer Aufmachung. Er liegt auf meinem Schreibtisch, und ich starre ihn voller Staunen an. *L'Aigle de Sharpe* heißt er, *Sharpes Trophäe*. Der allererste Roman ist gerade in Frankreich veröffentlicht worden, und ich bin vollkommen baff. *»Découvrez Richard Sharpe, le meilleur ennemi de Napoléon«* steht auf dem Klappentext, und das würde ich mit meinem lausigen Französisch mit »Entdecken Sie Sharpe, Napoleons größten Feind« übersetzen. Ich bezweifle zwar, dass allzu viele Franzosen diese Entdeckung machen wollen, aber ich fühle mich geschmeichelt, dass so viele Menschen im Laufe der Jahre Interesse an Sharpe entwickelt haben. Dieses Buch soll nun einige der häufigsten Fragen beantworten, die mir über die Serie gestellt werden. Und davon wiederum ist die häufigste, ob es noch weitere Sharpe-Romane geben wird. Wenn Sie die Antwort wissen wollen, dann lesen Sie weiter.

SHARPES ABENTEUER

Ich werde oft gefragt, wo Sharpe hergekommen ist, ob ich ihn einer realen Person nachempfunden habe, deren Memoiren ich gefunden habe, oder ob er vielleicht auf einem meiner Freunde basiert. In Wahrheit trifft jedoch keines von beidem zu. Richard Sharpe ist meinen Träumen entsprungen, und ich habe schon mit ihm gelebt, lange bevor er auf Papier erschienen ist.

Ich habe zum ersten Mal über ihn geschrieben, als ich in Belfast gelebt habe, allerdings hieß er da noch nicht Sharpe. Das war 1978, und ich durfte mich mit dem Titel eines Nachrichtenchefs der BBC in Nordirland schmücken. Ich mochte Belfast. Ja, Ende der Siebziger wurde es von sektiererischer Gewalt zerrissen, überall patrouillierten Soldaten, und Bomben waren nichts Ungewöhnliches. Aber Belfast war auch humorvoll, intim und freundlich. Und ich habe auch gern Fernsehen gemacht, doch ich wollte schon immer Schriftsteller werden, und nachdem ich C. S. Forresters wunderbare Hornblower-Romane gelesen hatte, wollte ich eine Serie lesen, die für Wellingtons Armee das Gleiche tat, was Forrester für Nelsons Navy getan hatte. Nach dieser nicht existierenden Serie habe ich bestimmt zwanzig Jahre lang gesucht, und dann, an einem verregneten Wintertag in Belfast, habe ich beschlossen, selbst eine zu schreiben. Ich erinnere mich noch genau daran, wie ich getippt habe, während der Regen an mein Fenster prasselte und graue Wolken über dieser seltsam faszinierenden Stadt hingen. Wie der Dichter schreibt: »Oh, die Ziegel, sie bluten, und der Regen, er weint. Und der feuchte Lagan-Nebel schläfert sie ein, diese Stadt. Zur Hölle mit der Zukunft. Lebt in der Vergangenheit. Möge der Herr Belfast gnädig sein.«

Belfast war in jedem Fall gut zu mir, aber meine Hoffnung, dort zu einem Schriftsteller zu werden, hat sich rasch zerschlagen. Dieser erste Versuch, einen Roman über die Napoleonischen Kriege zu schreiben, war schon vorbei, bevor ich überhaupt richtig damit begonnen hatte. Das einzige Erinnerungsstück an diesen ersten, gescheiterten Versuch ist ein hübsches BBC-Notizbuch, in dem ich meine Recherchen aufgeschrieben habe und das ich auch heute noch benutze.

Aber warum gefielen mir Geschichten mit militärhistorischem Hintergrund überhaupt so sehr? Das fing in meiner Kindheit an. 2005 hat die Literaturzeitschrift *Granta* eine Anthologie zusammengestellt, bei der Schriftsteller über ihre Erfahrungen mit Adoption schreiben sollten, und mich gebeten, auch einen Beitrag zu verfassen. Meine erste Reaktion war, Nein zu sagen, denn meine Kindheitserinnerungen waren nicht allzu glücklich, doch dann, kurz bevor ich meine Absage abschicken konnte, begann ich zu tippen. Ich habe knapp neunzig Minuten gebraucht, um *Kuchen und Ale* zu schreiben, und als ich damit fertig war, habe ich wütend die Zähne gefletscht. Trotzdem habe ich den Text *Granta* geschickt, allerdings mit der Maßgabe, die mir zustehende Bezahlung einem wohltätigen Zweck zu spenden. Der Text wurde anschließend auch noch in der *New York Times* und dem *Daily Telegraph* publiziert und in mehr als ein Dutzend Sprachen übersetzt, und am Schluss ist eine beachtliche Spendensumme zusammengekommen. Ich habe dieses Essay dem Buch als Anhang hinzugefügt, deshalb möchte ich nicht allzu viel davon hier wiederholen. Ich will lediglich auch hier noch mal erwähnen, dass meine Adoptiveltern einer religiösen Gruppe angehörten, die man die *Peculiar People* nannte – laut Blunts *Wörterbuch der Sekten, Häresien, kirchlichen Parteien und religiösen*

Denkschulen eine »Sekte von äußerst ignoranten Menschen«. Das ist ein Urteil, dem ich durchaus zustimmen kann, auch wenn das jetzt vielleicht ein wenig herablassend klingt. Andererseits ist Blunts Wörterbuch eine hervorragende Klolektüre.

Die Peculiar People, also die *Seltsamen Leute*, missbilligten viele Dinge. Auf ihrer Liste verbotener Früchte standen auch solche Sachen wie der Militärdienst, und als Reaktion auf all diese Verbote entwickelte ich ein großes Interesse an allem Militärischen (zum Glück für mich missbilligten sie auch Wein, Weib und Gesang). So wurde ich zu einem Spezialisten für Militärgeschichte, weil die gottesfürchtigen Menschen, die mich adoptiert hatten, das mit Stirnrunzeln betrachteten.

Und dieses Interesse dauert bis heute an. 1979, als ich 35 war, träumte ich noch immer insgeheim davon, eine »Hornblower-an-Land-Serie« zu schreiben, doch mein erster Versuch war gescheitert, und ich bezweifle, dass ich es noch einmal versucht hätte, wäre da nicht plötzlich eine blonde Frau in die Hotellobby gekommen, als ich in Edinburgh auf einem Filmdreh war. Es war eine Amerikanerin mit Namen Judy, und Amors Pfeil traf mich mit der Genauigkeit von Daniel Hagmans Baker Rifle. Aus allen möglichen Gründen konnte Judy jedoch nicht von den Staaten nach Nordirland ziehen. Also beschloss ich, meinen Job beim Fernsehen aufzugeben und meinerseits in die USA zu gehen. Das Problem mit diesem Plan war nur, dass die US-Regierung mir eine Arbeitserlaubnis verweigerte. Also versprach ich Judy in meinem Hochmut, mir fortan meinen Lebensunterhalt als Schriftsteller zu verdienen.

Zurückblickend erkenne auch ich, wie dumm das alles war. Genau genommen war ich nämlich schlicht ein illegaler Einwanderer in einem winzigen Apartment in New Jersey mit einer Schreibmaschine auf einem Tisch,

der lediglich aus einer Sperrholzplatte auf zwei Holzböcken bestand. Und das Einzige, was ich tun wollte, war, diese Hornblower-an-Land-Serie zu schreiben, und so machte ich mich wieder an die Arbeit. Doch im Gegensatz zu der Zeit in Belfast, als ich es zum ersten Mal versucht hatte, war meine Situation hier verzweifelt. Sollte Sharpe versagen – oder genauer gesagt: sollte *ich* versagen –, dann drohte auch die Beziehung zu meiner wahren Liebe vor die Wand zu fahren. Mit dem wenigen Geld, das ich hatte, konnte ich in New Jersey nicht lange überleben. Schnelligkeit war oberstes Gebot, und *Sharpes Trophäe* wurde in aller Eile verfasst. Bis dahin hatte ich noch nie ein Buch geschrieben (mein erster Versuch war nicht über das erste Kapitel hinausgekommen, zählt deshalb also nicht), und ich hatte nicht die geringste Ahnung, wie ich das bewerkstelligen sollte. Natürlich wusste ich, dass ich einen Helden brauchte, aber ich hatte mir noch nicht einmal ansatzweise Gedanken darüber gemacht, was das für ein Mensch sein sollte. So musste er sich beim Schreiben entwickeln. Was ich jedoch wusste, war, dass er ein Rifleman sein würde, denn die Baker Rifle, das erste richtige Gewehr, war eine Besonderheit von Wellingtons Armee, und damit hätte er dann einen Vorteil gegenüber dem Feind. Und ich wusste auch, dass er ein Offizier sein würde, allerdings einer, den man aus den Mannschaftsdienstgraden befördert hatte, was zu allerlei Problemen in seiner eigenen Armee führen würde. Und er hatte Wellington einmal das Leben gerettet, was ihm natürlich ebenfalls einen Vorteil verschaffte. Doch abgesehen davon war Sharpe ein Mysterium für mich, als ich mit der Arbeit an *Sharpes Trophäe* begann.

Zu Beginn des Buches habe ich ihn als groß gewachsen und mit schwarzen Haaren beschrieben, was auch vollkommen in Ordnung war, bis Sean Bean auf der Bildfläche erschien. Danach habe ich versucht, seine

Haarfarbe nie mehr zu erwähnen. Ich gab ihm eine vernarbte Wange, obwohl ich mich beim besten Willen nicht mehr daran erinnern kann, auf welcher Wange sich die Narbe befand, und ich nehme an, das hat sich von einem Buch zum anderen geändert. Was ich ihm am Anfang jedoch nicht gab, war ein Name, denn ich suchte nach etwas, das genauso besonders und einprägsam war wie Hornblower.

Die Tage vergingen, und immer mehr Seiten stapelten sich auf meinem Schreibtisch, doch mein Held hieß noch immer Lieutenant XXX. Ich legte Namenslisten an, aber keiner davon funktionierte. Schließlich beschloss ich, ihm wenigstens einen provisorischen zu geben, um mir die Arbeit zu erleichtern. Ich nannte meinen Rifleman Richard Sharpe als Hommage an den großen Rugbyspieler Richard Sharp, und ich ging davon aus, dass sich dieser Name wieder ändern würde. Aber natürlich blieb der Name hängen. Nach ein, zwei Tagen war mein Held einfach nur noch Sharpe für mich, und daran hat sich bis heute nichts geändert.

Patrick Harper zu benennen war deutlich leichter. In Belfast hatte ich einen Freund mit Namen Charlie Harper, und der wiederum hatte einen Sohn mit Namen Patrick. Das Problem war nur, dass die Familie Harper nicht allzu gut auf die Briten zu sprechen war – und dazu hatten sie auch allen Grund –, und ich hatte Angst, dass sie etwas dagegen haben würden, wenn ich einen Soldaten der britischen Armee nach ihrem Sohn benannte. Ich bat sie um Erlaubnis, und sie haben sie mir gegeben, und seitdem marschiert Harper neben Sharpe.

Nach ungefähr sechs Monaten war das Buch fertig. Ich erinnere mich noch daran, wie ich den Papierstapel angestarrt und mich gefragt habe, was zum Teufel ich jetzt tun sollte. Natürlich brauchte ich einen Verleger, und zufälligerweise hatte ein Literaturagent meine Wohnung in

London gekauft. Also schickte ich ihm das Manuskript. Seine Antwort kam mehr oder weniger sofort: »Niemand interessiert sich für die britische Armee.«

Damit schien das Schicksal meiner wahren Liebe besiegelt zu sein, doch dann hatte ich einfach Glück. Ich lernte einen anderen Londoner Literaturagenten kennen, der gerade in New York war, und binnen einer Woche hatte *Sharpes Trophäe* einen Verleger und ich einen Vertrag über sechs weitere Bücher.

Ein Vierteljahrhundert später habe ich noch immer denselben Agenten, denselben Verlag und dieselbe Frau, und die ganze Zeit über habe ich *Sharpes Trophäe* nicht mehr gelesen. Doch vor gar nicht allzu langer Zeit hat mir ein Leser von seiner ersten Reaktion auf dieses Buch erzählt.

»Ich dachte, es wäre wie jedes andere Buch auch«, sagte er, »doch als Sharpe Berry tötete, da wusste ich, dass es anders war. Andere Helden hätten das nie getan. Andere Helden haben Skrupel, Sharpe nicht.«

Ah! Sharpe war also von Anfang an ein Schurke. Berry war ein anderer britischer Offizier, der Sharpe gegen sich aufgebracht hat, und das ist nicht klug. Also hat Sharpe ihn eines Nachts in die Ecke getrieben und erledigt.

> *Berry plapperte wieder. Er flehte, bettelte, schüttelte den Kopf, ließ seinen Säbel fallen und faltete die Hände, als wolle er zu Sharpe beten. Der Rifleman starrte nach unten. Er erinnerte sich an einen seltsamen Satz, den er bei einer Prozession im fernen Indien gehört hatte. Ein Kaplan mit weißer Stola hatte irgendeinen Unsinn vor sich hin gemurmelt. Sharpe hatte eigentlich gar nicht richtig zugehört, doch ein Satz hatte sich ihm eingeprägt. Es war ein Satz aus einem Gebetbuch, und an den erinnerte er sich nun, als er sich fragte, ob er wirklich einen Mann dafür töten sollte, dass er seine*

Frau vergewaltigt hatte. »Errette meine Seele vom Schwert, mein Leben von den Hunden.« Sharpe hatte darüber nachgedacht, den Mann seinen Säbel aufheben und um sein Leben kämpfen zu lassen. Doch dann dachte er an die Qual im Blick des Mädchens, und der Gedanke daran, wie sie in ihrem Blut auf dem Laken gelegen hatte, ließ ihn sich mit beiden Händen auf dem Knauf seines Säbels nach vorn lehnen, als wäre er müde und wolle sich ausruhen.

Das Plappern wurde fast zu einem Schrei, der Körper zuckte, die Klinge drang durch Haut und Fleisch und in Berrys Hals, und der Lieutenant starb.

Vieles an dieser Szene ist vertraut, doch wenn ich sie heute noch mal schreiben würde, dann würde ich Sharpe nicht mehr zögern lassen. Der Mann hatte sich an seiner Frau vergangen. Da gab es kein Zögern mehr. Doch auch hier zeigt Sharpe schon die Wut, die ihn den größten Teil seines Lebens über angetrieben hat. Es ist die Wut einer unglücklichen Kindheit, die Wut eines Mannes, der gezwungen war, sich alles zu erkämpfen, was andere einfach so bekamen. Und diese Wut unterscheidet ihn auch von dem stets gerechten und ehrenhaften Hornblower. Sharpe ist ein Schurke, und er ist gefährlich, aber er steht auf unserer Seite. Auch ist mir beim erneuten Lesen dieser Zeilen aufgefallen, dass Religion hier eine Rolle spielt, und das überrascht mich nicht. Meine ganze Kindheit habe ich im Sumpf der Religion gesteckt, und bis heute ist es mir nicht gelungen, ihren Gestank abzuwaschen. Doch Sharpe teilt zumindest eine Eigenschaft mit Hornblower. Beide mögen sie keine Pfaffen, und so überrascht es auch nicht, dass er die Worte des Kaplans bei der Prozession als »irgendeinen Unsinn« bezeichnet.

Am Schluss von *Sharpes Trophäe* sagt Sir Arthur Wellesley: »Gentlemen, ich gebe Ihnen Sharpes Trophäe.« Damit begann die Tradition, jedes Buch mit den Worten

des Titels zu beenden. Lediglich Waterloo und Trafalgar bilden hier eine Ausnahme. Das wäre einfach zu klobig gewesen, fast genauso klobig wie der Säbel, den Sharpe im ersten Buch trägt, und den er seitdem nicht mehr abgelegt hat.

»So einen Säbel könnte er nie tragen«, hat mir ein Experte erklärt, nachdem *Sharpes Trophäe* 1981 veröffentlicht worden ist. Dieser Säbel war ein Pallasch, eine schwere Reiterwaffe, ein wahres Biest von einer Klinge, schlecht ausbalanciert und uneffektiv, aber mir gefiel die Vorstellung, dass Sharpe ein solches Schlachtermesser führte. Immerhin musste er sich von anderen unterscheiden, und deshalb trägt er im Gegensatz zu anderen Offizieren auch noch immer sein Gewehr, und dazu will er eine effektive Nahkampfwaffe. Als Rifle-Offizier müsste Sharpe eigentlich einen leichten Säbel tragen, der mehr Rangabzeichen als Waffe ist, doch mir war klar, dass Sharpe eine echte Waffe brauchte, mit der er schweren Schaden anrichten konnte. Aber hatte ich mich im ersten Buch geirrt? Hatte ich Sharpe eine Waffe gegeben, über die er ständig hätte stolpern müssen?

Just in diesem Augenblick schrieb mir ein Freund aus London, dass sein örtlicher Antiquitätenhändler einen Pallasch zum Verkauf anbot, und er fragte mich, ob ich ihn haben wolle. Ich konnte ihn mir zwar nicht leisten, aber ich beschloss, ihn trotzdem zu kaufen, und als der Säbel schließlich in New Jersey ankam, schnallte ich ihn mir um und trug ihn ein, zwei Tage. So fand ich zu meiner großen Erleichterung heraus, dass der Experte sich geirrt hatte. In einem Begleitschreiben hatte der Antiquitätenhändler mir versichert, dass die Klinge bei Waterloo getragen worden sei, und ich bilde mir gerne ein, dass das auch stimmt. In jedem Fall ist die Klinge in den Kampf geführt worden, denn die Spitze ist beidseitig geschliffen. Normalerweise war die Spitze nämlich nur einseitig

geschliffen wie der Rest der Klinge auch. Unglücklicherweise neigte sie so jedoch dazu, an Rippen abzurutschen, weshalb man der kämpfenden Truppe gestattete, sie beidseitig zu schleifen. Jetzt hängt der Säbel über dem Kamin in meinem Arbeitszimmer, und Sharpe behielt seinen schweren Pallasch und führte ihn auch im zweiten Buch in den Kampf: *Sharpes Gold*.

> *Sharpe stocherte verzweifelt nach den Augen, doch El Catolico wich schlicht zur Seite aus und stach mit dem Rapier tief zu. Er zielte auf den Unterleib, und Sharpe hatte nur noch eine verzweifelte, verrückte Idee. Er ließ das Rapier auf sich zukommen, stieß das rechte Bein nach vorn und ließ El Catolicos Klinge tief und schmerzhaft in sein Fleisch eindringen, sodass er sie nicht mehr herausbekam. Dann drückte Sharpe El Catolico die eigene Waffe an die Kehle. »Ein Schlachtermesser, ja?«, knurrte er.*

Wenn ich das jetzt so lese, sechsundzwanzig Jahre, nachdem es geschrieben worden ist, habe ich das Gefühl, als sei diese verzweifelte, verrückte Idee allein meinem Hirn entsprungen. Ich hatte Sharpe in einen Kampf geführt, den er nicht gewinnen konnte, und ich hatte keine Ahnung, wie ich ihn da wieder rausholen sollte. Heute kommt mir die Vorstellung jedoch einfach nur noch dumm vor, dass Sharpe freiwillig eine Fleischwunde ertragen und so riskieren würde, Wundbrand zu bekommen, denn das bedeutete in der damaligen Zeit häufig Verkrüppelung oder gar den Tod. Aber damals lernte ich mein Handwerk noch, und vielleicht hat die Fülle dessen, was ich in dem Roman beschrieben habe, ja meine Naivität verdeckt.

> *Dann bewegte sich der Hügel. Das Geräusch kam nicht durch die Luft, sondern durch den Boden. Es war, als würde der Felsen selbst stöhnen, und die gesamte*

Kathedrale verschwand in Staub, Rauch und blutroten Flammen. Und durch die Flammen hindurch sahen die Männer große Steine und Balken, die wie Federn durch die Luft flogen. Dann traf die Schockwelle die französischen Kanoniere wie der Schlag eines Riesen, und ein heißer Wind folgte dem Geräusch. Es war, als erbebe die ganze Stadt im Donner, und einen Augenblick lang bekamen die Menschen einen Vorgeschmack auf das Ende der Welt.

Die Kathedrale verschwand, verwandelte sich in ein Flammenmeer. Die Burg löste sich vom Fels, und Steinblöcke regneten wie Bauklötze herab. Der gesamte Norden der Stadt wurde von der Explosion verschlungen. Am Südhang wurden die Dächer abgedeckt, und die Bäckerei brach über den Öfen zusammen. In einem davon hatte sich Sharpe versteckt, schnappte taub nach Luft und drohte, an dem dichten Staub zu ersticken. Das Mädchen packte ihn, betete um ihre Seele, und die Druckwelle raste vorbei wie der Atem der Apokalypse.

Das ist eine stark gekürzte Version der Zerstörung von Almeida. Die Festungsstadt, die einen der Wege nach Portugal bewachte, steht jedoch auch heute noch, und Besucher können über die beeindruckenden Mauern wandern, die sie umgeben. Und hoch oben in der Stadt, neben einem Friedhof im Schatten großer Zypressen, liegen die Ruinen der mittelalterlichen Burg, die im wahrsten Sinne des Wortes bis auf die Grundmauern zerstört wurde. Diese Zerstörung ist eine Folge der Explosion vom 27. August 1810. In der Stadt, die zu diesem Zeitpunkt von britischen und portugiesischen Truppen verteidigt wurde, lagerte Munition in der Krypta der Kathedrale neben der Burg, und aus irgendeinem Grund – bis heute weiß niemand warum – ist dieses improvisierte Magazin in die Luft geflogen. Doch mit ziemlicher

Sicherheit handelte es sich um einen Unfall, vermutlich verursacht durch ein undichtes Pulverfass, das man aus der Kathedrale geholt hatte. Pulver rieselte heraus, und ein französischer Zufallstreffer hat die so entstandene Lunte dann entzündet. Die Explosion war eine Katastrophe für die Briten. Die Garnison von Almeida war gezwungen, sich zu ergeben. Der offensichtliche Handlungsstrang war natürlich, dass Sharpe alles in seiner Macht Stehende tun würde, um diese Explosion zu verhindern, doch insgeheim wusste ich auch von Anfang an, dass er sie schlussendlich verursachen würde. Er würde Almeida in die Luft jagen, auch wenn das einen massiven Rückschlag für Wellingtons Bemühungen bedeutete und schier unendliches Leid und Tod über die Bevölkerung brachte. Sharpe glich Hornblower immer weniger. Er erwies sich als gnadenlos und ohne Skrupel, aber natürlich würde er Almeida nur in die Katastrophe führen, weil er weiß, dass die Alternative schlimmer wäre.

Mit *Sharpes Gold* begann auch eine bedauernswerte Tradition der Sharpe-Romane. Die Stadt kommunizierte mit der weit entfernten britischen Front über ein Signalsystem, das ursprünglich von der Admiralität entwickelt worden war. Blockadeschiffe vor der französischen Küste suchten manchmal Zuflucht in Torbay, und es war von außerordentlicher Wichtigkeit, dass Informationen von dort so schnell wie möglich zur Admiralität am heutigen Trafalgar Square gelangten. Ein ähnliches Signalsystem, das mit Schweinsblasen funktionierte, die man einem Mast aufzog, wurde in Portugal entwickelt und von Seeleuten bedient. In *Sharpes Gold* ist der dafür verantwortliche Offizier in Almeida ein außergewöhnlich junger Midshipman. Ich kann mich nicht daran erinnern, ihm einen Nachnamen gegeben zu haben, aber offensichtlich war er ein äußerst freundlicher und enthusiastischer Teenager von etwa fünfzehn Jahren.

Die Kanonenkugel, vierundzwanzig Pfund Eisen, streifte die Saling nur. Der Signalmast war stabil gebaut, doch als das französische Geschoss abprallte, riss es ihn aus dem Sockel wie einen Baum im Sturm. Der Junge, der sich an einem Seil festhielt, wurde schreiend durch die Luft gewirbelt, bis ein weiteres Tau sich um seinen Hals schlang und ihm schrecklich den Kopf von den Schultern trennte. Sein Blut spritzte auf die vier Männer, und der Mast knallte auf die Mauer …

Eine junge Frau, die für meinen Verlag arbeitete, protestierte gegen diese Passage und sagte, es sei ja so traurig, dass solch ein vielversprechender junger Mann sterben musste. Seitdem habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, solch adrette Jüngelchen nur einzuführen, um sie im Laufe des Buches umzubringen. Das ging so weiter, bis in *Sharpes Trafalgar* ein netter, junger Mann mit Namen Midshipman Collier in der Schlacht von Trafalgar sterben sollte. Als Judy, meine Frau, ihm im Manuskript zum ersten Mal begegnete (sie liest alle meine Manuskripte), da erklärte sie, sie könne nicht weiterlesen, denn sie wisse ja, dass Collier sterben würde. Einfach um sie eines Besseren zu belehren, änderte ich den Schluss, und Collier überlebte als einziger Junge bisher einen Sharpe-Roman.

Die Zerstörung von Almeida war Teil des »Kriegs der Festungen«, der blutigen Belagerungen und Schlachten bei Elvas, Almeida, Ciudad Rodrigo und Badajoz. Diese vier Festungen bewachen die beiden Hauptstraßen, die von Spanien nach Portugal führen, und wer auch immer diese vier Festungen hält, kontrolliert den Krieg auf der Iberischen Halbinsel. Solange die Franzosen diese Festungen hielten (und Almeida ergab sich ihnen einen Tag nach der Explosion), konnten sie weiter versuchen, Portugal zu erobern und Wellington so in die Defensive zu zwingen. Wenn Wellington den Krieg nach Spanien tragen wollte, musste er diese Festungen erobern, und die

Geschichte der Belagerung von Badajoz 1812 ist eine der großen Geschichten dieses Krieges. Und es war die Geschichte, die ich ursprünglich schon im ersten Sharpe-Roman hatte erzählen wollen, doch ich hatte das Gefühl, dem als Anfänger nicht gewachsen zu sein.

Stattdessen begann ich mit Sharpes Geschichte im Jahre 1809. Die Geschichte von Badajoz mit all ihren Schrecken und Heldentaten kommt erst im dritten Buch, *Sharpes Rivalen*. In diesem Buch wird auch der zutiefst böse Sergeant Obadiah Hakeswill eingeführt. Ich habe keine Ahnung, wo er hergekommen ist. Eines Tages – ich fuhr gerade irgendwohin – kam mir der Name einfach in den Sinn. Hakeswill. Das ist ein wunderbarer Schurkenname, und Hakeswill war in der Tat furchtbar. Ich schrieb:

> *Alles an Obadiah Hakeswill war schamlos und widerwärtig, so sehr sogar, dass man es schon wieder faszinierend nennen konnte. Sein Leib war riesig, doch jeder, der den fetten Bauch für ein Zeichen von Schwäche hielt, wurde von den Armen und Beinen zerquetscht, die von ungeheurer Kraft waren. Hakeswill war ungelenk außer auf dem Exerzierplatz, aber selbst wenn er marschierte, hatte man den Eindruck, dass er sich gleich in eine knurrende, schlurfende Bestie verwandeln würde, halb Mensch, halb Tier. Seine Haut war gelblich, ein Andenken an die Fieberinseln, und sein Haar war blond mit grauen Strähnen. Dünn lag es auf seinem vernarbten Schädel und fiel ihm strähnig bis zum übel verunstalteten Hals.*

Dann kam der unvergleichliche Pete Postlethwaite, der Obadiah in der Fernsehserie spielte, und ich vergaß diese Beschreibung sofort wieder. Wann immer ich fortan an Hakeswill dachte, sah ich Pete Postlethwaite vor meinem geistigen Auge. Es war ein wunderbares Beispiel dafür, wie ein Schauspieler eine Figur verbessern kann. Aber warum

war Hakeswills Hals »übel verunstaltet«? Weil man ihn schon einmal zum Tod am Galgen verurteilt hatte, und er hatte die Hinrichtung überlebt.

Ich erinnere mich daran, wie ich kurz innegehalten habe, nachdem ich das geschrieben hatte. Würde mir das jemand abnehmen? Übertrieb ich es hier nicht nur mit Obadiahs Hals, sondern auch mit seiner Glaubwürdigkeit? Fast hätte ich es wieder rausgestrichen, denn ich fürchtete mich vor den Leserbriefen, doch irgendwie passte es zu Obadiah, dass er sogar den Galgen überlebt hatte, und so ließ ich es drin. Dann, Monate später, fand ich heraus, dass das Royal College of Surgeons eine Liste darüber geführt hatte, wie viele Verurteilte die Ärzte nach ihrer mutmaßlichen Hinrichtung hatten behandeln müssen. Der Grund dafür war einfach: Die Leiche eines Hingerichteten war wertvoll – zunächst einmal für seine (oder ihre) Familie, die den Toten einfach nur beerdigen wollte, aber auch für die Männer, die ihren Lebensunterhalt damit verdienten, Leichen für Anatomiestudien zu verkaufen. (Wenn Sie mehr über diesen makabren Handel erfahren wollen, empfehle ich Ihnen Sara Wises faszinierendes Buch *The Italian Boy*.)

In London Tyburn (was heute Marble Arch ist) gab es keine reguläre Polizei, und oft kam es zu unschicklichen Streitigkeiten zwischen den beiden Interessengruppen. Beide wollten den Gehängten so schnell wie möglich in die Finger bekommen, und als Folge davon wurde manchmal jemand losgeschnitten, bevor er wirklich tot war (damals wurde den Delinquenten noch nicht das Genick gebrochen, sie wurden schlichtweg stranguliert). Wenn die Leichenfledderer ihn bekamen, dann ging es so schnell wie möglich zum nächstgelegenen Hospital, und es war nicht ungewöhnlich, dass die vermeintliche Leiche plötzlich wiederauferstand und die Ärzte ihn behandeln mussten, statt ihn zu sezieren. Hatte jemand seine Hinrichtung auf

diese Art überlebt, wurde er auch nicht wieder zum Schafott gebracht, sondern zumeist nach New South Wales geschickt.

Also war Obadiahs Geschichte keineswegs ungewöhnlich, sondern im Gegenteil eher Alltag. Allerdings blieb ihm das Exil in Australien erspart. Irgendwann reagierten die Behörden dann und verlegten die Hinrichtungen vom unkontrollierbaren Tyburn nach Old Bailey, und im Eröffnungskapitel meines Romans *Galgendieb* beschreibe ich eine Hinrichtung im Jahre 1817. Ich nehme an, dass Sharpe wie jeder Londoner öfter Zeuge solcher Hinrichtungen geworden ist. Schließlich ist er in einer rauen Umwelt aufgewachsen.

Sharpes Rivalen illustriert auch ein grundlegendes Problem historischer Romane: Die Autoren müssen zuallererst Geschichtenerzähler und dann erst Historiker sein. Der anfängliche Schrecken der Schlacht von Badajoz entstand dadurch, dass es den Briten einfach nicht gelingen wollte, die Breschen zu stürmen, woraufhin es in den darunter liegenden Gräben zu einem Massaker gekommen ist. Die Festung fiel schließlich, weil der Ablenkungsangriff, der eigentlich nur Verteidiger von den Breschen hatte abziehen sollen, wider Erwarten Erfolg gehabt hatte. Doch das Drama dieser Nacht – und es gab viel Drama – konzentrierte sich auf diese schrecklichen Breschen, wo so viele Männer gefallen sind, und das hieß für mich, dass Sharpe genau dort sein musste. Und da Sharpe ein Held ist, muss er auch durchkommen. Also habe ich die Geschichte ein wenig verändert und Sharpe erfolgreich die Bresche stürmen lassen. Anschließend beichtete ich meine Sünde im Historischen Nachwort, doch ich bereue es nicht, die Geschichte verändert zu haben. In einem Roman ist die Story alles, und die Story von Badajoz ist eine gar grausige Geschichte.

Ich werde hier sterben, dachte Sharpe am Fuß der Bresche. Dann kam der Hass auf die, die ihn töten würden, und die Wut trieb ihn nach oben. Unfähig zu kämpfen, stolperte er über die Trümmer. Er konnte nur noch klettern und brannte darauf, seinen Säbel in französisches Fleisch zu bohren. Überall um ihn herum lagen Männer. Sie schrien, und die Luft war voller Rauch, Kartätschen und Flammen. Harper kletterte an ihm vorbei, doch Sharpe wollte nicht Zweiter sein. So schnell es ging, hielt er auf den dunklen Himmel hinter den funkelnden Klingen zu.

Private Cresacre starb. Seine Eingeweide lagen in seinem Schoß. Und Sergeant Read, der Methodist, der stille Mann, der nie fluchte oder trank, war blind. Er konnte noch nicht einmal mehr weinen, denn die Kugeln hatten ihm das Augenlicht geraubt. Und hinter den Sterbenden, wahnsinnig vor Kampfeslust, marschierte die dunkle Horde. Sie folgte Sharpe, riss sich die Hände an den Steinen auf und kämpfte sich einen Hang hinauf, den sie sich noch nicht einmal in ihren schlimmsten Albträumen hatten vorstellen können.

Sie mussten ihren Atem fürs Klettern sparen, doch Schreien dämpft die Furcht, und wer braucht schon Luft, wenn oben der Tod wartet? Eine Kugel traf Sharpes Säbel, riss ihm die Waffe fast aus der Hand, doch die Klinge blieb heil, und der Gipfel der Bresche war nah. Sharpe hielt sich rechts. In seinem Kopf hallten die Todesschreie wider, und Harpers riesige Hand schob ihn vorwärts. Dann packte Sharpe die dicke Kette, die einen cheval de frise *an Ort und Stelle hielt. Er war oben, auf dem Gipfel des Todes.*

Ein *cheval de frise* war ein schwerer Stamm, den man mit Klingen und Dornen gespickt hatte, das napoleonische Äquivalent eines modernen Stacheldrahtverhaus. Badajoz' Verteidiger wurden von einem einfallsreichen und cleveren

Offizier mit Namen Général Philippon geführt. Philippons Abwehrmaßnahmen sorgten in jener furchtbaren Nacht dafür, dass kein britischer Soldat durch die Breschen kam, obwohl Tausende es versuchten und Hunderte bei dem Versuch starben. Der Fall der Stadt war eher ein Zufall, und dieser Zufall ist schon eine außergewöhnliche Geschichte an sich, doch was nach der Eroberung geschah, machte die Geschichte erst wirklich schrecklich. Die Plünderung von Badajoz durch die mordlüsternen Briten warf ein düsteres Licht auf ihren Sieg, doch für meine Geschichte war es ein Segen, denn so konnte ich Obadiah Hakeswills Bösartigkeit besser herausstellen. Einmal in Badajoz, gelangte Hakeswill noch vor Sharpe zu dessen Frau, Teresa, der Mutter von Sharpes Kind.

> *»Hallo, Missy!« Das Gesicht zuckte gelb im Kerzenlicht. Der Mund grinste, und schwarze Zähne ragten aus fauligem Fleisch. »Hallo! Erinnerst du dich noch an mich?«*
>
> *Lieutenant Knowles hob den Säbel, und Hakeswills Pistole blitzte auf. Der Knall weckte das Baby, und die Kugel warf Knowles zurück und durch die Tür. Hakeswills bösartiges Gackern war das Letzte, was er im Leben hörte.*
>
> *Hakeswill hielt das Bajonett über das Baby und steckte die noch qualmende Pistole in seinen Rock. Er grinste Teresa an. »Wir brauchen ihn ohnehin nicht«, sagte er und nickte zu Knowles' Leiche. »Um zu tun, was wir tun werden, braucht man nur zwei. Nur du und ich, Missy, nur du und Obadiah!«*

Das ist nur eine gekürzte Version der Szene, doch als ich sie bearbeitet habe, hat mich das wieder daran erinnert, wie sehr ich Obadiah vermisse. Er war einfach perfekt, um die Schrecken der Eroberung von Badajoz zu illustrieren,

die an sich schon ein Geschenk für einen Schriftsteller waren.

Eine weitere wahre Geschichte, die sich perfekt für einen Roman eignete, war die Schlacht von Salamanca, einer von Wellingtons größten Siegen und ein Musterbeispiel für Gelegenheit und Instinkt. Diese Schlacht bildet den Hintergrund für *Sharpes Degen*, wo Sharpe eine meiner Lieblingsheldinnen kennenlernt: La Marquesa de Casares el Grande y Melida Sadaba, eine ebenso schöne wie verschlagene Frau. Andere Frauen hassten sie sicherlich, nahm Sharpe an, während Männer ihr wie Schoßhunde hinterherliefen.

Nach Veröffentlichung des Buches erhielt ich einen wehleidigen Brief, in dem der Schreiber mich fragte, warum Sharpe ständig mit Frauen zu tun hatte. Das sei doch unnötig. Offensichtlich empfand der Verfasser Sharpes häufige Frauenbekanntschaften als ungeliebte Unterbrechung seiner militärischen Abenteuer, und obwohl ich normalerweise jeden Kommentar meiner Leser nach bestem Wissen und Gewissen in Betracht ziehe, habe ich diesen einfach beiseitegeschoben.

Richard Sharpe war im Laufe der Jahre sehr gut zu mir. Also versuche ich auch stets, ihn dafür zu belohnen, und die Marquesa war eines meiner besten Geschenke für ihn. Außerdem hatte ich ihn gerade durch die Mangel gedreht. In *Sharpes Degen* wird er schwer verwundet, was mir die Gelegenheit gab, eine echte, historische Persönlichkeit aus jener Zeit zu beschreiben. Dabei handelte es sich um einen Iren mit Namen Michael Connelley, der kurz nach der Schlacht von Salamanca sterben sollte, vermutlich an Alkoholvergiftung. Doch während des Feldzugs hatte er als Feldscher die Aufsicht über das »Todeszimmer«, jenen Raum, in den man Schwerverwundete zum Sterben brachte. Salamancas Todeszimmer befand sich im Keller des Irish Colleges. Es hat den Krieg überdauert und steht

bis heute, und wie alles in dieser fantastischen Stadt ist es durchaus einen Besuch wert. Ein Bericht aus jener Zeit liefert uns eine gute Beschreibung von Connelley und erzählt davon, wie er den Sterbenden Mut gemacht hat. Er erzählte den Männern, dass verwundete Franzosen im selben Raum lagen, also müssten sie dem Feind ihren Mut beweisen. Ich habe diese zeitgenössische Beschreibung für meine eigenen Zwecke adaptiert.

> *Es war kalt im Todeszimmer. Connelley trank ohne Unterlass. Einige Männer atmeten laut, andere stöhnten, und ein paar sprachen miteinander. Von Zeit zu Zeit ging Connelley mit einem Wassereimer und einer Schöpfkelle durch den Mittelgang und fühlte den Fuß der Patienten, um zu sehen, ob sie schon gestorben waren. Schließlich kam er auch zu Sharpe und hockte sich neben ihn. Sharpe atmete flach und röchelte, und Connelley legte ihm die Hand auf die nackte Schulter und stellte fest, dass sie kalt war. »Ach, du armer Mann, komm erst mal wieder zu Atem.« Er schlurfte zum Tisch, nahm sich eine Decke, schüttelte die Läuse aus und breitete sie dann über Sharpe. Ein Mann am anderen Ende des Raums schrie vor Schmerz. »Ruhig, Junge!«, rief Connelley. »Ruhig! Stirb gut, stirb gut!« Dann schrie ein Franzose, und Connelley hockte sich auch neben ihn und sprach von Irland. Er erzählte dem Franzosen, der nichts verstand, von Connaughts Schönheit, von seinen Frauen und von den Feldern, die so saftig waren, dass ein Lamm in einer Woche voll ausgewachsen war. Nach und nach beruhigte sich der Franzose wieder, und Connelley tätschelte ihm den Kopf und sagte ihm, wie tapfer er doch sei.*

Connelleys Beerdigung gab mir die Möglichkeit, den Leser einen kurzen Blick auf den rauen Soldatenhumor werfen zu lasen. Einer der Sargträger besaß die großartige Fähigkeit,

die Stimme des Verstorbenen zu imitieren, und damit rief er nun um Hilfe. Die gut besuchte Prozession hielt sofort an, und der Sargdeckel wurde aufgebrochen. Natürlich wurde dann der Scherz sofort entdeckt, und alle amüsierten sich königlich.

Tatsächlich hat mich an historischen Romanen schon immer gestört, dass sie so gut wie keinen Humor enthalten. Es ist, als hätten unsere Vorfahren nie gelacht. Männer (besonders Männer) stellen sich der Gefahr mit Humor oder auch jeder anderen unangenehmen Situation, und ein Roman ohne Humor kann mich nicht überzeugen. Und in vielerlei Hinsicht hat sich der Humor seit damals nicht verändert, obwohl ich mir nicht sicher bin, wie wir heute auf einen Streich reagieren würden, den ich in den Memoiren von John Shipp gefunden habe. Shipps Bataillon war auf einem Schiff in Richtung Indien, und dort hielt man es für lustig, die steilen Laderaumleitern mit Seife einzuschmieren, damit die Unvorsichtigen sich die Beine brachen.

Einige Charaktere, wie Connelley, kommen voll ausgebildet aus den Kriegsberichten, andere kommen einfach aus dem Nichts und übernehmen das ganze Buch. Das ist mir in *Sharpes Feind* passiert. Ich brauchte einen hochrangigen Offizier, der Sharpe ein paar Befehle geben und dann diskret wieder verschwinden sollte, und so habe ich einen schottischen General mit Namen Nairn erfunden. Ich nahm an, er würde seine Pflicht erfüllen und dann wieder gehen, doch Nairn weigerte sich schlicht, die Geschichte zu verlassen.

> *»Ich bin nur ein harmloser, alter Mann, Sharpe«, sagte Nairn, »dem man das Kommando über dieses Irrenhaus übertragen hat, während der Peer durch die ganze verdammte Halbinsel zieht. Gott helfe mir, aber ich soll tatsächlich dieses Hauptquartier leiten. Ich! Hätte ich*

Zeit, Sharpe, ich glaube, ich könnte einen Winterfeldzug führen. Ich könnte mich mit Ruhm bekleckern, aber diese Zeit fehlt mir eben, verdammt. Schauen Sie sich das mal an.« Er nahm ein Blatt Papier von einem Stapel auf dem Tisch. »Das ist ein Brief, Sharpe, vom Armeevikar. Vom Armeevikar höchstpersönlich! Er bekommt einen Sold von fünfhundertfünfundsechzig Pfund pro Jahr, Sharpe, und arbeitet auch noch als Berater für die Errichtung von Signalstationen, was ihm noch einmal sechshundert Pfund einbringt! Und was tut Gottes Vikar für die Armee Seiner Majestät mit seiner gut bezahlten Zeit? Er schreibt mir so was hier: ›Ich muss Sie ersuchen, mir umgehend Bericht über die Eindämmung methodistischer Umtriebe in der Armee zu erstatten.‹ Grundgütiger, Sharpe, was soll ich mit so einem Brief nur anfangen?«

»Ich weiß nicht, Sir.«

»Ich schon. Deshalb bin ich ja auch Major-General und Sie nicht.« Nairn warf den Brief ins Feuer.

Nairn war eine glückliche Erfindung. Weniger glücklich war jedoch meine Entscheidung, Obadiah Hakeswill am Ende von *Sharpes Feind* umzubringen. Das habe ich seitdem schon oft bereut. Wirklich gute Schurken sind schwer zu finden, und ich habe Obadiah einfach so weggeworfen. Später ergab sich zwar die Chance, ihn in den Indienromanen wieder zum Leben zu erwecken, doch ich hätte mir Obadiah auch noch in anderen Romanen gewünscht!

Ich werde oft gefragt, wer meine Lieblingsfigur aus allen Büchern ist, und häufig nenne ich Obadiahs Namen. Er mag ja von Grund auf böse und widerwärtig sein, aber er bringt Leben in jede Seite, auf der er erscheint! Manchmal bin ich versucht, ihm einen Zwillingsbruder zu geben, Jedediah Hakeswill, aber das wäre dann doch ein wenig zu viel des Guten. Einige Leser haben sich auch darüber

aufgeregt, dass Teresa in *Sharpes Feind* stirbt. Sie war Sharpes erste wahre Liebe, aber er war noch nicht wirklich dazu bereit, sesshaft zu werden, und Teresa musste gehen. Doch was ist mit ihrer Tochter geschehen? Dazu bekomme ich fast jede Woche Briefe, und ohne Zweifel werde ich eines Tages die Antwort darauf finden.

Sharpes Ehre gab mir die Gelegenheit, ein weiteres, wunderbares Versatzstück aus der Geschichte einzusetzen. Das war die Plünderung des französischen Trosses nach der Schlacht von Vitoria. Die Franzosen, die sich aus Spanien zurückzogen, haben all ihre Beute mitgenommen und sie zusammen mit der Schlacht verloren. Viele britische Soldaten wurden an diesem Tag zu reichen Männern.

> *Sharpes Pferd trampelte über in Leder gebundene Bücher, über Bücher, die aus einer Zeit vor dem Buchdruck stammten, Bücher, die von geduldigen Männern über Monate hinweg geschrieben worden waren. Ein Wandteppich, den irgendjemand in Flandern gewebt hatte, als Elizabeth I. noch ein Kind gewesen war, wurde von zwei Frauen zerrissen, um Decken daraus zu machen. Eine andere Frau tanzte mit der Flasche in der Hand zwischen den liegen gebliebenen Wagen. Sie trug den goldbestickten Mantel eines königlichen Kammerherrn, sonst nichts. Ein betrunkener Soldat riss ihr den Mantel runter, und sie schlug ihn mit der Flasche. Spanische Silberdollar, jeder fünf englische Shilling wert, lagen im Schlamm wie Kieselsteine. Niemand wollte noch Silber, wo es doch so viel Gold hier gab.*

Maultiertreiber missbrauchten Rubensgemälde als Abdeckplanen, und an diesem Tag verschwanden auch die spanischen Kronjuwelen. Niemand hat sie je wiedergesehen. Wellington war natürlich außer sich vor

Wut, und es war nach dieser Plünderung, dass er seine Soldaten den »Abschaum dieser Erde« nannte. Die Phrase wurde Wellington nie mehr los, und oft wird sie hervorgekramt, um ihn als aristokratischen Snob zu porträtieren. Und ja, er war ein Snob, aber er kümmerte sich auch um seine Männer, und tatsächlich hat er ihnen auch oft ein Kompliment gemacht. Wellington war ausgesprochen stolz auf seine Armee, aber er war sich der Neigung der einfachen Soldaten auch nur zu bewusst, sich bis zur Besinnungslosigkeit zu besaufen. Bei Salamanca hatte er darauf gehofft, dass ihm die Eroberung des französischen Trosses genug einbringen würde, um die Armee zu bezahlen (und einen ganzen Berg anderer Schulden, die die Briten inzwischen angehäuft hatten), und der Verlust der Wagen war ein schwerer Schlag, der diese wütende Reaktion provozierte. Dennoch hätte Sharpe diesem vernichtenden Urteil ohne Zweifel zugestimmt, aber er selbst gehörte auch zu diesem Abschaum, und er war stolz darauf.

Einen »Straßenkater« nennt Lady Camoynes Sharpe in *Sharpes Geheimnis*, und das ist er auch, und dieser Kater hat scharfe Krallen. Ich führte ihn in diesem Buch weg vom Krieg und schickte ihn nach England zurück, wo er das vermisste zweite Bataillon seines Regimentes finden sollte. Das war eine Gelegenheit zu beschreiben, wie man damals neue Rekruten für die Armee gewann. Sharpe gibt sich als einer dieser Freiwilligen aus und entdeckt dabei die Gier von Lord Fenner und Sir Henry Simmerson, die in die eigene Tasche wirtschaften. Auch führt das Schicksal ihn mit Jane Gibbons zusammen, der Schwester eines alten Feindes, und Sharpe beweist wieder einmal, dass er zwar ein hervorragender Soldat ist, aber ein Narr, wenn es um Frauen geht.

In seinem nächsten Abenteuer, *Sharpes Triumph*, stellt er dann die Verbindung her, die ihn schlussendlich zu Lucille

führen wird, zu der Frau, mit der er sesshaft werden sollte. Diese Verbindung ist Lucilles Bruder, Henri Lassan, der im Fort von Arcachon das Kommando hat. *Sharpes Triumph* ist eines der wenigen Bücher der Serie, in der die Action frei erfunden ist, und bis heute ist es eines meiner Lieblingsbücher. Ich weiß gar nicht genau warum. Der arme Major Hogan, seit dem ersten Buch Sharpes Mentor, stirbt in diesem Band, und ich kann mich nicht mehr daran erinnern, warum ich damals geglaubt habe, seine Zeit sei gekommen.

Aber ich habe Charaktere schon immer gern unerwartet umgebracht, damit sich die Leser nicht allzu sicher fühlen. Angenehmer ist da schon die Präsenz von William Frederickson, der in *Sharpes Feind* sein Debüt gefeiert hat, und der Sharpe von nun an fast ständig begleiten wird.

> *Captain Frederickson sah schrecklich gefährlich aus. Sein linkes Auge fehlte, und die leere Augenhöhle wurde von einer schwarzen Augenklappe verdeckt, die an den Rändern grün war. Auch fehlten ihm der größte Teil seines rechten Ohrs sowie zwei Vorderzähne, die man durch schlechte Kopien ersetzt hatte. All diese Wunden hatte er auf dem Schlachtfeld erlitten.*

Das ist der »reizende William«, der kurz nach Judys und meiner Hochzeit entstanden ist. Ein junger Baptistenprediger, Reverend William Frederickson, leitete die Zeremonie, und er hatte beschlossen, einen Sharpe-Roman zu lesen, bevor er uns vermählte. Er sagte mir, er habe das Buch sehr genossen, doch er kritisierte auch, dass Sharpe ein gefährlich gewalttätiger Mann sei. Reverend William war der Inbegriff christlicher Tugend. Er war friedvoll und freundlich, doch seine Vorbehalte gegen Sharpe veranlassten mich dazu, einen noch viel wilderen Charakter zu erschaffen und ihn William Frederickson zu

nennen. Der Reverend hat mir das schon vor langer Zeit verziehen, und ich glaube, insgeheim ist er sogar stolz auf seinen Namensvetter.

In *Sharpes Triumph* tritt auch der gerissene Pierre Ducos auf, der französische Agent, der sich als entschlossener und cleverer Gegner erweisen sollte, sowie Général Calvet, mein Lieblingsfranzose in den Sharpe-Romanen. Seine Frau schläft auf einem Kissen, das mit den Haaren der Kosaken gestopft ist, die Calvets Männer auf dem Rückzug von Moskau erschlagen haben, und Calvet selbst rühmt sich, auf diesem Feldzug den gut gewürzten und gebratenen Schenkel eines Corporals gegessen zu haben. Später werden Sharpe und Calvet sich dann richtig kennenlernen und Gefallen aneinander finden.

Ich werde oft gefragt, wann Sharpe am Krieg von 1812 teilnehmen wird. Die meisten Briefe dazu kommen von Kanadiern, die zurecht stolz darauf sind, dass ihre Vorfahren damals die Invasion der Amerikaner zurückgeschlagen haben. Riflemen dienten auch in diesem weitgehend sinnlosen Krieg, doch Sharpe wird dort niemals kämpfen, und der Grund dafür ist *Sharpes Triumph*.

Es gibt nur eines, was ich an seinem Versprechen bedauere, niemals gegen die USA zu kämpfen (und er wird sich an dieses Versprechen halten), und das ist, dass er nicht am Brand von Washington teilnehmen kann. Er hätte das mit Sicherheit genossen, doch andererseits hätte er die Schlacht von New Orleans gehasst. So oder so ist es also besser, wenn er auf der Ostseite des Atlantiks bleibt, wo er nach der erfundenen Belagerung von Arcachon an der echten Schlacht von Toulouse teilnimmt. Das kommt in *Sharpes Rache*, wo Sharpe außerdem den Übergang vom Krieg in den Frieden erlebt. *Sharpes Rache* erzählt die Geschichte des Todes von Pierre Ducos und führt Sharpe mit Général Calvet zusammen. Aber dort passiert noch

mehr, viel mehr. In diesem Buch tritt Lucille in Sharpes Leben.

> *Sharpe drehte sich um und stieß Frederickson aus der Küche. Er hatte gesehen, wie sich die schlanke, schwarz gekleidete Frau von den Kesseln umgedreht hatte. Jetzt hielt sie eine schwere Reiterpistole in der Hand. In ihren grauen Augen war nur blanker Hass, und Sharpe wusste mit der Sicherheit der Verdammten, dass alles schiefgelaufen war. Verzweifelt trieb er Frederickson in den Hof und versuchte dann selbst, aus der Küche zu fliehen, doch es war zu spät. Sein Leib zuckte in Erwartung des Schmerzes unwillkürlich zusammen, und er hatte den Schrei schon auf den Lippen, als Lucille Castineau abdrückte und Sharpes Welt in Donner und Schmerz versank. Die Kugeln trafen ihn wie mächtige Schläge, und er sah das Flackern des Mündungsfeuers. Dann verhallte das Echo des Schusses, und Sharpe versank im Nichts.*

Ist das nicht die perfekte Art, die Frau kennenzulernen, mit der man den Rest seines Lebens verbringen wird? Sharpe wird sich in der Tat mit Lucille in Frankreich niederlassen, und von all seinen Taten hat mich das am meisten überrascht. Ich wusste, dass seine Ehe mit Jane Gibbons am Ende war, aber ich ging davon aus, dass er schon irgendeine andere Frau finden würde, mit der er sich auf dem englischen Land niederlassen konnte. Lucille wiederum war ursprünglich für Frederickson bestimmt. Tatsächlich habe ich sie in *Sharpes Rache* als Belohnung für ihn eingeführt. Frederickson hatte die letzten Bücher über viel für Sharpe erduldet, und er hatte nie Glück in der Liebe. Also dachte ich, Lucille sei der perfekte Trost für ihn.

Doch dann hat sich perverserweise Sharpe in sie verliebt. Ich habe noch versucht, das zu verhindern, doch wenn ein Charakter sich derart verselbstständigt, kann man als

Autor nicht mehr viel tun, und so fielen Sharpe und Lucille sich in die Arme, und der arme Frederickson fühlte sich wie das fünfte Rad am Wagen. Die französische Schauspielerin Cecile Paoli hat Lucille in der Fernsehserie gespielt, und ich fand sie einfach perfekt. Genauso hatte ich mir Lucille immer vorgestellt.

Inzwischen war die Serie im Jahr 1814 angelangt, und ich dachte, Sharpes lange Geschichte würde sich dem Ende zuneigen. Sharpe hatte natürlich keine Ahnung, dass er noch in Waterloo würde kämpfen müssen, und am Schluss von *Sharpes Rache* ritt er in dem Glauben in den Sonnenuntergang, seine Tage als Soldat seien gezählt.

> *Er schnalzte mit der Zunge und trieb sein Pferd zum Trab. In seinem Kopf drehte sich alles. Kein Krieg mehr, keine Soldaten und keine Angst. Kein Kaiser mehr, kein Harper und kein Pulverdampf über blutigen Feldern. Keine Feuerlinien, keine schmerzhaften Märsche und keine Plänklerformation. Keine Kavallerie mehr in der Morgendämmerung und kein Wachdienst bei Sonnenuntergang. Jetzt gab es nur noch Lucille und eine Liebe, von der Sharpe glaubte, dass sie für ihrer beider Leben reichte. Er ritt nach Frankreich hinein und kehrte allem den Rücken zu, wofür er gekämpft hatte. Alles war weg: die Kriege, eine Freundschaft und ein Feind. Sharpes Rache hatte alles verschlungen.*

Sharpe irrte sich zwar, was das Kämpfen betraf, aber nicht in Bezug auf Lucille. Sie werden bis ans Ende ihrer Tage zusammenbleiben – wann auch immer das sein mag. Ich werde immer wieder gefragt, ob ich Sharpe in irgendeinem Band töten würde. Nein! Niemals! In meinem Kopf werden Sharpe und Lucille zusammen glücklich und alt, und ich hoffe, dass ich gleichzeitig mit ihnen im Bett sterben werde.

Der Fernsehfilm *Die Scharfschützen – Der letzte Auftrag* schien zu implizieren, dass es Lucille nicht mehr gab, und

einige Leser sorgten sich deswegen und schrieben mir. Ich versichere ihnen dann immer, dass nur das gilt, was in den Büchern steht. Die Filme seien bestenfalls apokryphisch. Das macht mir nichts aus, aber deshalb ziehe ich die Filmversion meiner noch lange nicht vor. Sharpe und Lucille leben auf immer und ewig glücklich miteinander oder zumindest bis ins hohe Alter. Kurz können wir sie in *Sharpes Lösegeld* unmittelbar nach dem Krieg in der Normandie erleben. Das ist eine von drei Kurzgeschichten, die man über die *Sharpe Appreciation Society* beziehen kann (www.southessex.co.uk). Sharpe ist hier nicht länger Soldat. Er ist ein Bauer, der gerade so über die Runden kommt.

> *Richard Sharpe zog seine Stiefel aus, drückte sich beide Hände in den Rücken, krümmte sich und grunzte vor Schmerz. »Ich hasse diese verdammten Zahnräder«, sagte er.*
>
> *»Was stimmt denn mit den verdammten Zahnrädern nicht?«, fragte Lucille.*
>
> *»Sie sind festgerostet«, antwortete Sharpe und kippte die Katze vom Küchenstuhl. »Die Schleusentore funktionieren aber nicht, solange sie verrostet sind, und seit Jahren hat niemand mehr die Zahnräder geschmiert.« Er setzte sich und grunzte erneut. »Ich werde die Dinger bis aufs blanke Metall schrubben und dann den Wassergraben saubermachen müssen.«*
>
> *»Den Wassergraben? Was ist das?«, fragte Lucille. Sie sprach noch immer nicht richtig Englisch.*
>
> *»Das ist der Kanal, der das Wasser zur Mühle bringt, Liebes. Er ist voller Dreck.«*
>
> *Sharpe goss sich einen Becher Wein ein. »Den sauberzumachen wird mich mehr als eine Woche kosten.«*
>
> *»Aber in zwei Tagen ist Weihnachten«, sagte Lucille.*

»Und?«

»An Weihnachten soll man ruhen«, erklärte Lucille. »Und der Wassergraben, die Schleusentore und die verdammten Zahnräder können ebenfalls mal eine Weile ruhen. Das ist ein Feiertag! Ich werde dir eine Gans in die Pfanne hauen.«

»Du hast mich schon vor langer Zeit in die Pfanne gehauen, Mädchen«, sagte Sharpe.

In der Normandie schießt Sharpe nur, um die Füchse zu erledigen, die seine Lämmer reißen. Seine Welt ist auf seine Farm, seine Frau und seine Kinder zusammengeschrumpft.

Anfangs hat es mich erstaunt, dass Sharpe sich ausgerechnet in Frankreich niedergelassen hat, doch jetzt erkenne ich, dass das der einzige mögliche Weg für ihn gewesen ist. Sharpe war schon immer ein Außenseiter, und nach dem Krieg hätte er in England nicht glücklich werden können. Doch als britischer Soldat unter ehemaligen Feinden ist er genauso glücklich wie damals, als er als frisch aus den Mannschaften beförderter Lieutenant die Offiziersmesse überlebt hat. Das Ungewöhnliche gefällt ihm, und er liebt Lucille. Sharpe, der Glückliche.

Dann kamen die Flucht des Kaisers von Elba und die außergewöhnliche Geschichte von Waterloo. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich mit *Sharpes Waterloo* gekämpft habe, das aus irgendwelchen obskuren Gründen in den USA einfach nur als *Waterloo* veröffentlicht worden ist. Die meisten historischen Romane enthalten zwei Geschichten: die große und die kleine. Nehmen wir als Beispiel einmal *Vom Winde verweht*. Die große Geschichte ist der Amerikanische Bürgerkrieg und die Frage, wer ihn gewinnen wird, und die kleine dreht sich um die Frage, ob es Scarlett gelingt, Tara zu retten. Der Trick ist, die kleine Geschichte in den Vorder- und die große in den Hintergrund zu rücken, doch im Falle von *Sharpes Waterloo* erwies sich das als unmöglich. In diesem Buch

gibt es nicht wirklich eine kleine Geschichte, sondern nur die riesige, fantastische und abstoßende Geschichte der Schlacht von Waterloo an sich. Ich habe Wochen damit verbracht, eine Handlung zu entwerfen, die sich um Jane dreht, Sharpes entfremdete Ehefrau, und um ihren Liebhaber, Lord Rossendale, und irgendwo tief in diesem Buch findet sich auch noch ein Rest dieses Plots, doch in Wahrheit hat die Story einfach nicht funktioniert. Ich habe es immer wieder und wieder versucht, doch schließlich hatte ich die Nase voll und habe mich stattdessen direkt auf die Geschichte des Feldzugs konzentriert.

> *Es dämmerte an der Nordgrenze von Frankreich, an einer Grenze, die nur von einem kleinen, flachen Fluss markiert wurde, der zwischen Trauerweiden hindurchfloss. An einer Furt führte eine gepflasterte Straße durch den Fluss …*
>
> *Es war ein perfekter Sonnenaufgang an der französischen Nordgrenze, und einen letzten, schmerzhaften Augenblick lang herrschte noch einmal Frieden auf der Welt.*

Das war die Morgendämmerung des 15. Juni, und zwischen diesem Moment und dem Sonnenuntergang am 18. wurden die Briten in zwei Schlachten verstrickt, in Quatre Bras und in Waterloo. Das Buch erzählt die Geschichte dieser Kämpfe und wie es Napoleon beinahe gelungen wäre, die alliierten Armeen zu trennen (die Briten und die Preußen) und sie unabhängig voneinander zu besiegen. Das Drama dieses Feldzugs ist derart, dass eine kleine Geschichte daneben einfach keinen Bestand haben kann. Und es ist nicht nur das Drama des Tages an sich, als es bis zum allerletzten Moment so aussah, als müssten die Franzosen gewinnen, sondern es ist auch das menschliche Drama der beiden größten Soldaten ihrer Zeit, die sich hier zum letzten Mal auf dem Schlachtfeld trafen.

Niemand würde je bezweifeln, dass Napoleon sich seinen Platz im Pantheon der großen Feldherrn redlich verdient hat, doch meiner Meinung nach war Wellington auf dem Schlachtfeld besser. Aber Wellington war natürlich auch nie ein »Kriegsherr«, wie Napoleon einer war. Er spielte nicht mit dem Schicksal von Nationen. Er operierte auf einer bescheideneren Ebene. Er kommandierte eine Armee, und es ist schon bemerkenswert, dass er im Gegensatz zum Kaiser nie eine Niederlage auf dem Schlachtfeld erlitten hat.

Wellington besaß ein großes militärisches Talent, einen klaren Blick, Entschlossenheit und ein tiefgreifendes Verständnis für das, wozu seine Männer in der Lage waren. Und seine Männer mochten ihn. Sie liebten ihn zwar nicht, wie die französischen Soldaten Napoleon liebten, aber der Kaiser war auch ein Politiker, der wusste, wie er sich die Zuneigung der Menschen sichern konnte. Dafür verehrten sie ihn.

Aber was war mit Wellington? Wellington wollte nicht verehrt werden. Wie er selbst gesagt hat, wusste er nicht, wie er mit einfachen Soldaten sprechen sollte, und wenn er das dann doch einmal musste, war ihm das sichtlich unangenehm. Wellington war ein Snob. Und trotzdem mochten ihn seine Männer, denn sie wussten, dass er ihr Leben nicht unnötig in Gefahr bringen würde. In der Schlacht schützte er sie – für gewöhnlich, indem er sie außer Sicht des Feindes aufstellte –, und die Soldaten in seiner Armee wussten, dass er ihr Leben nie leichtfertig riskieren würde.

Nach der Schlacht von Austerlitz hat sich ein französischer General über die riesige Zahl an toten Franzosen beklagt, woraufhin der Kaiser ihn nur verächtlich angeschaut und gesagt hat: »Die Frauen von Paris können diese Männer in einer Nacht ersetzen.«

Wellington hätte so etwas nie gesagt. Nur bei Belagerungen verlor er seine Fähigkeit, die Verluste auf ein Minimum zu reduzieren, aber Belagerungen waren auch nicht gerade seine Spezialität. Er wurde einmal gefragt, was das größte Kompliment gewesen sei, das er je erhalten habe, und Wellington antwortete, das sei bei einem Besuch der Verwundeten nach der Schlacht von Albuera gewesen. Albuera war eine furchtbare Schlacht, bei der die Briten von General Beresford kommandiert worden waren, und fast hätte sie in einer Katastrophe geendet. Die britischen Verluste waren furchtbar hoch.

»Der Feind«, hatte der französische Befehlshaber gesagt, »war geschlagen, aber er wusste es nicht.«

Die Schlacht wurde schlussendlich doch noch gewonnen, aber zu einem schrecklich hohen Preis, und zwei Tage später besuchte Wellington die Verwundeten. Wie immer war es ihm ausgesprochen unangenehm, mit einfachen Soldaten zu sprechen. Er kam in einen großen Raum in einem Konvent, wo Dutzende Rotröcke in ihren Schmerzen lagen. Wellington behauptete, er habe nicht gewusst, was er sagen sollte. Also räusperte er sich und erklärte recht lahm, dass es ihm leidtue, so viele seiner Männer hier zu sehen.

»Mylord«, meldete sich ein verwundeter Corporal, »hätten Sie die Schlacht geführt, dann wären nicht so viele von uns hier.« Das war in der Tat ein großes Kompliment.

Hinter fast allen Sharpe-Büchern steht die Beziehung zwischen Wellington und Sharpe. Das sind nicht gerade zwei Männer, die sich instinktiv mögen. Der spätere Herzog war kalt und wortkarg, und er hatte für Männer wie Sharpe nicht sonderlich viel übrig. Er hasste es, einfache Soldaten zu Offizieren zu machen. »Solche Männer neigen stets zum Trinken«, pflegte er abschätzig zu sagen.

Sharpe wiederum verachtete Männer wie Wellington, die ihre Privilegien, ihr Geld und ihre Beziehungen nur ihrer Geburt zu verdanken hatten. Sharpe kann sich nicht die Karriereleiter nach oben kaufen, wie Wellington es bei seinen ersten Beförderungen getan hat.

Doch die beiden Männer sind untrennbar miteinander verbunden, denn Sharpe hat Wellington einmal das Leben gerettet. Der General ist sich durchaus bewusst, dass er sich dafür dankbar zeigen muss, und das tut er auch widerwillig, und Sharpe, der ihn eigentlich verachten sollte, bewundert ihn stattdessen. Er erkennt einen guten Soldaten, wenn er einen sieht. Geburt und Privilegien haben nichts damit zu tun. Effizienz ist, was zählt. Sie werden jedoch nie Freunde sein. Da wird stets eine gewisse Distanz zwischen ihnen bleiben. Aber sie brauchen einander.

Tatsächlich glaube ich, sie mögen sich sogar, auch wenn keiner von beiden weiß, wie er dieser Zuneigung Ausdruck verleihen soll. Und Sharpe macht immer übertrieben dramatische Sachen, die der Herzog missbilligt. Wellington mochte unauffällige Offiziere, die einfach nur ihre Pflicht erfüllten, und er tat auch recht daran, solche Männer zu bevorzugen. Sharpe ist jedoch weder unauffällig noch sonderlich pflichtbewusst. Eine meiner Lieblingsszenen in *Sharpes Waterloo* ist, wenn er am Vorabend der Schlacht auf dem Ball der Herzogin von Richmond erscheint.

> *Stille breitete sich langsam an den Tischen aus, als Hunderte Gäste sich umdrehten und den Rifleman anstarrten, der seinerseits den Herzog am Tisch suchte. Eine Frau schnappte entsetzt nach Luft, als sie sah, wie blutverschmiert der Neuankömmling war. Sein Gesicht war schwarz von Pulver und seine Uniform verdreckt. Im Gegensatz dazu trugen die anderen Männer im Raum strahlend weiße Hosen und Seidenstrümpfe, doch*

> *da stand ein Soldat wie ein Geist aus Macbeth, blutverschmiert nach einem Massaker.*

Das fasst eigentlich recht gut zusammen, was Sharpe ist: Unter normalen Umständen ein Außenseiter, doch auf dem Schlachtfeld äußerst nützlich.

> *Sharpes Pferd war verwundet. Es schrie vor Schmerz, als er eine Muskete mit seinem Säbel zur Seite schlug und dann nach dem Gesicht eines Franzosen stieß. Der Mann taumelte zurück und sank unter den Bajonetten zweier knurrender Rotröcke zu Boden. Der Feind wich zurück. Die Kolonne war so dicht gedrängt, dass die Franzosen ihre Waffen nicht mehr richtig einsetzen konnten. Sharpes Männer heulten und töteten, eine schaurige Begleitmusik für das Hauen und Stechen. Sharpes Pferd stolperte über eine Leiche, und er ruderte mit dem Säbel, um das Gleichgewicht zu halten. Der Hügelkamm stank nach Blut, Schweiß und Pulverdampf.*
>
> *Ein gewaltiges Krachen verkündete, dass Harper sein Salvengewehr aus unmittelbarer Nähe in die Reihen der Garde abgefeuert hatte, und jetzt warf sich der Ire in die Bresche, die seine Kugeln geschlagen hatten, und weitete sie mit seinem Schwertbajonett. Ein gälischer Kriegsschrei begleitete jeden Stoß.*
>
> *Vor Sharpe wankte ein Adler über den Bärenfellmützen. Er versuchte, sich den Weg freizuhacken, doch die Franzosen standen so dicht, dass er sich nicht dorthin vorkämpfen konnte. Er erschlug einen Mann, verfluchte ihn und trieb den Säbel in ein schnurrbärtiges, sonnengebräuntes Gesicht. Dann drehte er die Klinge, sodass es dem Kerl die Wange wegriss.*

Das ist das Ende der Schlacht, die Niederlage der Kaiserlichen Garde, die zu Panik bei den Franzosen führte.

So endet der Kampf, und am nächsten Morgen wacht Sharpe inmitten der Überbleibsel des Gemetzels auf.

> *Sharpe starrte über das Schlachtfeld zum Horizont, wo die aufgehende Sonne die Bäume glühen ließ, als würden sie brennen, und die Luft in der Hitze waberte. Der wolkenlose Himmel versprach einen guten Tag zum Heumachen oder für zwei Liebende, die durch den Wald schlendern und sich an einem kühlen Bach lieben wollten. Es war ein wunderschöner Sommertag an der französischen Grenze, und es herrschte Frieden auf der Welt.*

Und damit, dachte ich, war's das. Das war das Ende der Sharpe-Serie. Ich hatte elf Romane geschrieben, genauso viele wie Forrester für seinen Hornblower, und ich hatte Sharpe von Talavera bis nach Waterloo geführt, und jetzt herrschte Frieden in seiner Welt. Sharpe würde in die Normandie und zu Lucille zurückkehren, und ich würde mich anderen Themen zuwenden. Sharpe war fertig.

Dann wurde es kompliziert. Das heißt, eigentlich war es schon ein paar Jahre zuvor kompliziert geworden, lange bevor ich *Sharpes Waterloo* geschrieben habe. Damals hatte eine Fernsehproduktionsgesellschaft angekündigt, eine Filmreihe über Sharpe machen zu wollen. Natürlich war ich hocherfreut darüber, auch wenn ich nicht daran geglaubt habe, dass diese Filme je zustande kommen würden. Die Produzenten sahen sich dem üblichen Problem gegenüber: Geld. Wie immer gab es nicht genug davon, und Geld aufzutreiben ist stets eine große Herausforderung.

Aber es gab da noch eine spanische Produktionsfirma, die in das Projekt investieren wollte. Jetzt brauchten die Produzenten nur noch eine neue Story für den Beginn von Sharpes Karriere, die auch einen spanischen Helden enthielt. Zu diesem Zeitpunkt glaubte ich noch immer nicht daran, dass das Projekt realisiert werden würde,

aber es wäre dumm von mir gewesen, diese Chance zu ignorieren. Also schrieb ich *Sharpes Aufstieg* mit Blas Vivar als Spanier, der den erwünschten Scheck bringen sollte. Vivar trifft Sharpe, während der mit Harper kämpft. Das ist eine der besten Kampfszenen aller Sharpe-Bücher.

> *Harper wollte nicht aufgeben. Er schlug zurück, und Sharpe taumelte. Blut lief ihm aus Nase und Mund. Sharpe rutschte auf dem Schnee aus, stolperte über den Schutt auf dem Boden und fiel. Er sah einen riesigen Stiefel auf sich zurasen und drehte sich gerade noch rechtzeitig weg. Dann sprang er wieder auf, fletschte die blutigen Zähne und packte Harper am Bandolier. Jetzt verlor auch der Ire das Gleichgewicht, und Sharpe riss ihn herum und ließ los. Krachend prallte Harper gegen die Wand. Ein Stein riss ihm die linke Wange auf.*

Und so geht es mehr als drei Seiten weiter, bis Vivar dem Ganzen Einhalt gebietet. Sharpe und Harper werden natürlich Freunde. Das Buch wurde veröffentlicht, und ich hörte nichts mehr von irgendeiner TV-Serie. Ich schrieb *Sharpes Rache* und *Sharpes Waterloo* und kam zu dem Schluss, dass die Sache mit den Filmen nur ein Blitz in der Pfanne gewesen war. Von einem »Blitz in der Pfanne«, sprach man früher, wenn sich das Pulver in der Zündpfanne entzündete, aber nicht das im Lauf, und ich hatte das Gefühl, als sei *Sharpes Aufstieg* genauso eine Fehlzündung gewesen. Ich hatte es riskiert, hatte ein Buch außer der Reihe geschrieben, und inzwischen bereute ich die Zeit, die ich dafür aufgewendet hatte. Ich mochte zwar das Buch an sich, aber es gefiel mir nicht, außerhalb der Chronologie zu schreiben. Soweit es mich betraf, hatte Sharpe seine Stiefel inzwischen an den Nagel gehängt.

Ich hätte mich nicht mehr irren können. Kurz nach der Veröffentlichung von *Sharpes Waterloo* erfuhr ich, dass die Fernsehserie nun doch produziert werden sollte. Und

plötzlich wurde sie zu meiner großen Überraschung gedreht. Ein Filmteam war in der Ukraine, Schauspieler auch, und es war alles echt. Dann war es genauso plötzlich wieder vorbei. Der Schauspieler, der Sharpe spielte, hatte sich bei einem Fußballspiel gegen die ukrainischen Statisten schwer verletzt. Er würde sechs Monate nicht gehen können, und damit drohte das gesamte Projekt zu scheitern. Doch irgendwie haben die Produzenten es gerettet. Allerdings brauchten sie nun einen neuen Hauptdarsteller, und der einzige Schauspieler, den sie auf die Schnelle bekommen konnten, war Sean Bean. Kurz darauf saß Sean in einem Flieger nach Simferopol (beim Team bekannt als *Simply Awful*/*Einfach Schrecklich*).

Wie viel Glück kann ein Mensch haben? Damit meine ich mich. Was war es für ein Geschenk, dass Sean Bean so kurzfristig in Sharpes Stiefel treten konnte und sich dann auch noch als Idealbesetzung erwies? Sean war eine Offenbarung. Zum einen ist er natürlich ein hervorragender Schauspieler, und in vielerlei Hinsicht ist sein Charakter Sharpes nicht unähnlich. Sean wirkt zäh und auch immer ein wenig wütend, und Menschen gegenüber, die er nicht kennt, zeigt er sich misstrauisch. Und genau wie Sharpe hinterlässt er bei allen, die ihm begegnen, einen tiefen Eindruck. Die Leute behandeln ihn instinktiv mit Respekt, doch dann lächelt er plötzlich, und man sieht deutlich den grundanständigen Mann, der er tief im Herzen ist.

Das größte Kompliment, das ich Sean machen kann – außer zu sagen, dass ich ihn von ganzem Herzen mag –, ist, dass er sich Sharpe im besten Sinne des Wortes zu eigen gemacht hat. Wenn ich Sharpe schreibe, höre ich Seans Stimme. Schauspieler und Figur passen einfach wunderbar, und ich hoffe, Sean denkt genauso. In den letzten paar Jahren bin ich oft gefragt worden, ob es stimme, dass ich am Anfang gegen Sean als

Hauptdarsteller gewesen sei. Ich weiß nicht warum, aber eine Zeitung hat dieses Gerücht irgendwann einmal in die Welt gesetzt, doch das ist schlicht falsch. Ich wusste von Anfang an, dass Sean der Richtige ist, und im Laufe der Zeit wurde ich in dieser Meinung nur noch bestärkt. Dann war da Daragh O'Malley, der Harper spielt, und auch das passte wie die Faust aufs Auge. Harper ist recht locker im Vergleich zu Sharpe (der allerdings auch straffer gespannt ist wie eine Trommel), und Daragh wirft einen ironischen, toleranten Blick auf die Idiotie der Welt. Wenn man mit Daragh spricht, gewinnt man den Eindruck, dass er alles sieht, alles versteht und alles vergibt (Sharpe hingegen sieht alles, versteht alles und tritt ihm in den Arsch). Daragh O'Malley schauspielert mit scharfem Verstand. Er ist ein guter Mensch, und er und Sean sind einfach ein tolles Team.

So sollte es zu meiner großen Überraschung also doch eine Fernsehserie geben. Dabei hatte ich die Hoffnung bereits aufgegeben und mit der Starbuck-Serie begonnen, der Geschichte eines jungen Nordstaatlers, den das Schicksal im Amerikanischen Bürgerkrieg auf die Seiten der Südstaaten verschlägt. Ich habe diese Bücher sehr genossen, nicht zuletzt, weil Patrick Lassan in ihnen erscheint, Sharpes Sohn. Er ist Franzose mit einem englischen Vater, und er trägt den Pallasch seines Vaters, einen britischen Kavalleriesäbel aus dem Jahre 1796. Dann übernahmen Sean Bean und Daragh O'Malley die Rollen von Sharpe und Harper, und mir wurde klar, dass ich wieder Sharpe schreiben musste. Deshalb genießt Nathaniel Starbuck nun schon länger seine Ruhe.

Die neuen Sharpe-Romane sind nur aufgrund der Fernsehserie entstanden. Das war eine rein ökonomische Entscheidung. Wenn im Fernsehen eine Serie mit Sharpe läuft, dann lassen sich die Bücher leichter verkaufen. Also habe ich mich wieder an Sharpe gesetzt.

Das erste der neuen Bücher war *Sharpes Teufel*. Ich hatte damals gerade eine Biografie von Lord Cochrane gelesen, den verrückten schottischen Admiral, der nicht nur eine Geißel der Franzosen, sondern auch selbst sein größter Feind war. Und dabei bin ich auf eine seltsame Geschichte gestoßen.

Cochrane hat tatsächlich versucht, Napoleon von Sankt Helena zu befreien. Die Idee dahinter war, Napoleon zum Kaiser von Südamerika zu machen (klingt verrückt, stimmt aber). Und diese Geschichte hat mich fasziniert. In *Sharpes Teufel* sollte es nun um diesen Rettungsversuch gehen, doch irgendwie hat der Plot nicht funktioniert, und ich muss zugeben, dass das der Roman ist, der mir am wenigsten gefällt. Aber er hat seine Momente, und meine Lieblingsszene ist die, wo Donna Louisa Vivar (eine alte Freundin) zu Sharpe in die Normandie kommt. Sharpe, der keinen Besucher erwartet hat, will Donna Louisa gar nicht erst aus der Kutsche steigen lassen. Ich beschreibe sein Gesicht als »sauertöpfisch und wenig einladend«, und das fasst es recht gut zusammen. Meine andere Lieblingsszene in *Sharpes Teufel* ist die, wenn Sharpe Napoleon in Longwood House auf Sankt Helena begegnet.

> *Es war alles so vollkommen anders als das, was Sharpe sich vorgestellt hatte. Als er später versuchte, die Realität mit seinen Erwartungen in Einklang zu bringen, da fragte er sich, mit was er in dem Haus eigentlich gerechnet hatte. Mit einem Oger? Mit einem kleinen, krötenartigen Mann, dem Rauch aus den Nüstern quillt? Mit einem gehörnten Teufel? Aber was auch immer er geglaubt hatte, vor ihm stand ein kleiner, stämmiger Mann vor dem kalten Kamin. Er trug einen schlichten grauen Reitmantel mit Samtkragen, eine schwarze Kniebundhose und grobe weiße Strümpfe. In den*

Kragenspiegel war ein Miniaturabzeichen der Ehrenlegion eingearbeitet.

All dieser Einzelheiten wurde Sharpe sich erst im Laufe der Befragung bewusst, doch sein erster Eindruck, als er durch die Tür kam, war ein schockierendes Gefühl von Vertrautheit. Das war das berühmteste Gesicht der Welt, ein Gesicht, das man auf Millionen Bildern sehen konnte, auf Millionen Tellern, Tassen und Münzen. Dieses Gesicht war Sharpe so vertraut, dass er unwillkürlich erschrak, als er es nun in natura sah …

Bonaparte war fetter, als Sharpe erwartet hatte. Er war ungesund aufgequollen wie ein Kadaver, in dem sich giftige Dämpfe sammeln. Sein Gesicht war fahl und sein dünnes Haar strähnig. Schweiß sammelte sich auf seiner Stirn. Seine Nase war schmal und gerade, am Kinn hatte er ein tiefes Grübchen, und sein Mund war entschlossen, die Augen außergewöhnlich.

Ich musste die Details von Longwood erfinden, denn ich versuche zwar immer, jeden Ort zu besuchen, an den Sharpe geht, aber Sankt Helena liegt wirklich weit weg vom Schuss. Nur wenige Schiffe fahren dorthin, und selbst wenn man die Insel erreicht, kann man unter Umständen nicht anlanden, wenn der Wind aus der falschen Richtung weht oder der Seegang zu schwer ist. Also habe ich nie versucht, dorthin zu fahren, und mir stattdessen die Beschreibung des Hauses aus verschiedenen Büchern herausgesucht. Jahre später hatte ich dann das Glück, doch noch nach Sankt Helena zu kommen, und zu meiner Erleichterung stellte ich fest, dass mein Bild korrekt war.

Eine Sache fiel mir bei meinem Besuch jedoch auf, die ich in meinen Büchern über den Kaiser nie erwähnt habe: Die Räume waren unerwartet klein. Napoleon liebte es, in einem Palast zu leben. Wellington hingegen war die Größe seiner Unterkunft egal. Tatsächlich wählte er häufig eher

bescheidene Häuser als Hauptquartier. Doch der Kaiser genoss hohe Decken, breite Treppen und prächtige Zimmer. In Longwood muss er sich schier unglaublich eingeengt gefühlt haben. Der einzige etwas größere Raum ist der Salon mit dem Billardtisch, doch alle anderen Zimmer sind geradezu winzig. Und der Nebel vom Atlantik muss die Fenster über Monate am Stück eingehüllt haben. Napoleon hat Longwood mit Sicherheit gehasst.

Im Gegensatz zum Kaiser hat Sharpe Sankt Helena überlebt. Dann baten mich Muir Sutherland und Michael Cradock, die Produzenten der Fernsehserie, um eine weitere Story. Den Grund dafür weiß ich nicht mehr, aber es muss ein guter Grund gewesen sein, denn ich habe *Sharpes Gefecht* für sie geschrieben. Allerdings konnte ich den Roman für den Drehbuchautor nicht rechtzeitig fertigstellen, deshalb unterscheidet sich die zweite Hälfte der Geschichte stark in Film und Buch. *Sharpes Gefecht* spielt mitten in der alten Serie und erzählt die Geschichte von Fuentes d’Onoro, einer Schlacht an der portugiesischen Grenze. Kurioserweise ist die Schlacht am Arc de Triomphe in Paris als französischer Sieg verzeichnet, was jedoch definitiv nicht stimmt. Aber ich nehme an, die armen Kerle mussten auch ein paar Niederlagen verewigen, um den Arc de Triomphe so beeindruckend aussehen zu lassen, wie er ist. Fuentes d’Onoro war eine harte Schlacht, die ungewöhnlicherweise länger als einen Tag dauerte, und an ihrem Höhepunkt kam es zu brutalen Nahkämpfen in den schmalen Gassen des namensgebenden Dorfes und dem darüber liegenden Friedhof.

> *Die Männer in der ersten Reihe fielen, doch die dahinter sprangen über ihre sterbenden Kameraden hinweg und griffen die Mauer an. Bajonette und Musketenkolben flogen über den Stein, dann strömten die großen*

Franzosen über die Mauer. An einigen Stellen rissen sie sie sogar ein, und schließlich jagten sie die Überlebenden zwischen den Gräbern und zerschossenen Holzkreuzen den Hang hinauf. Immer mehr Franzosen kamen aus dem Dorf, um den Angriff zu unterstützen. Doch plötzlich flammten unzählige Musketen und Gewehre zwischen den Felsen weiter oben auf, und Kugeln flogen über den blutigen Hang hinweg. Grenadiere fielen und rollten den Berg hinunter. Dann raste eine zweite britische Salve über die verkohlten Gräber hinweg, als immer mehr Rotröcke sich an der Kante des Plateaus versammelten. Salve um Salve feuerten sie aus ihren Stellungen hinter der Kirche und vom Plateau hinunter, wo Wellington entsetzt die französische Flut beobachtet hatte, die fast bis zu den Hufen seines Pferdes geschwappt wäre.

Die Flut zieht sich zurück, kommt aber wieder. Die Franzosen versuchten immer wieder, am Dorf durchzubrechen, und Wellington warf immer neue Verstärkungen in den Kampf. Das war brutalster Häuserkampf, genau die Art von Kampf, für die Sharpe geboren worden war.

»Feuer!«, schrie Sharpe, und die Kugeln flogen noch über die toten Grenadiere hinweg, als Sharpes Männer bereits aus dem Pulverdampf stürmten und über die noch warmen Leichen kletterten. Die Franzosen vor Sharpe luden verzweifelt nach, doch ihre aufgepflanzten Bajonette waren den Ladestöcken im Weg, und so waren sie immer noch damit beschäftigt, als Sharpes Angriff sie erreichte und das Töten erneut begann. Sharpes Säbelarm war schwer, er war heiser, und seine Augen brannten von Pulverdampf, Schweiß und Blut, doch er durfte sich nicht ausruhen. Er stieß mit dem Säbel zu, drehte die Klinge, riss sie heraus und stieß wieder zu.

> *Ein Franzose zielte mit der Muskete auf Sharpe, drückte ab und wurde dafür geblendet, als sich das Pulver in der Pfanne entzündete, aber nicht das im Lauf. Der Mann schrie, als ihn der Säbel traf. Sharpe war so müde vom Töten, dass er den Säbel mit beiden Händen hielt, die rechte Hand am Heft und die linke am unteren Teil der Klinge. So arbeitete er sich immer weiter vor. Das Gedränge war so groß, dass Sharpe sich manchmal kaum noch bewegen konnte, und er schlug, trat und biss um sich, bis sich die verdammten Franzosen entweder bewegten oder tot zusammenbrachen, sodass er über sie hinwegklettern konnte.*

Die blutüberströmten Gassen, in denen Sharpe gekämpft hat, gibt es immer noch – oder zumindest einige davon, denn das Dorf ist inzwischen unbewohnt. Als ich Fuentes d'Onoro vor fünfundzwanzig Jahren zum ersten Mal besucht habe, habe ich mich durch Dornengestrüpp zu einem verfallenen Haus durchkämpfen müssen und dort die Spitze eines Bajonetts in dem verfaulten Türrahmen gefunden.

Es ist schon überraschend, ein solches Relikt nach zweihundert Jahren noch zu finden. Die großen Schlachtfelder sind allesamt mit Metalldetektoren nach Musketenkugeln abgesucht worden. Trotzdem habe ich einmal im Abstand von nur fünf Schritten zwei Kugeln gefunden, als ich über einen Pfad unter der Burg von Burgos gegangen bin, und am Fort Napoleon habe ich drei Kartätschenkugeln im Gras entdeckt. Auf den indischen Schlachtfeldern wiederum findet man Dutzende dieser Dinge. Bei Assaye muss man nur in die Erde treten, und schon kommen Kugeln zum Vorschein.

Und nach Indien sollte auch Sharpe als Nächstes gehen.

Indien war schon immer Teil von Sharpes »Hintergrundgeschichte«. Schon im allerersten Band, *Sharpes Trophäe*, wird Indien erwähnt. Das half mir, viel zu

erklären, was Sharpe betraf: wie er Lesen gelernt hat, und wichtiger noch, wie er Wellington gerettet hat und so zum Offizier geworden ist. Indien war also sehr wichtig für mich, aber ich hatte nie die Absicht, die indischen Geschichten auch zu erzählen. Ich wusste nur sehr wenig über Indien, und die Literatur zu den indischen Feldzügen von Sir Arthur Wellesley (wie Wellington damals hieß) war eher spärlich, verglichen mit den ganzen Bibliotheken, die man über seine Taten auf der Iberischen Halbinsel und bei Waterloo geschrieben hat. Außerdem war ich der Meinung, dass ich nicht überzeugend über eine Schlacht schreiben konnte, ohne den Ort vorher besucht zu haben, und da ich Hitze verabscheue, habe ich mich lange vor der Reise gedrückt.

Doch die Fernsehserie kam nun in die dritte Staffel, und ich erhielt immer häufiger Briefe, in denen ich um weitere Sharpe-Abenteuer gebeten wurde. Also hieß es für mich: Zähne zusammenbeißen und nach Indien fliegen. Judy und ich sollten insgesamt viermal dorthin reisen. Meine Frau ist ein sanfter Mensch. Sie ist Yogalehrerin, Pazifistin und Vegetarierin, und doch hat das Schicksal es so gewollt, dass sie durch die Welt reist, um Schlachtfelder zu besuchen. Sie erträgt meinen Enthusiasmus mit bemerkenswerter Geduld, und die Reisen nach Indien hat sie sogar richtig genossen, vielleicht weil Yoga aus Indien stammt. Ich hingegen erwartete mir nicht viel, denn ich ging davon aus, dass sich die Schlachtfelder bis zur Unkenntlichkeit verändert hatten, doch in Wahrheit waren sie nahezu unberührt geblieben.

Seringapatam, wo *Sharpes Feuerprobe* spielt, war 1799 eine recht große Stadt, als die Briten sie belagert haben. Ich nahm an, dass der Ort aufgrund des Bevölkerungswachstums in Indien geradezu explodiert sei und dass man die Mauern inzwischen eingerissen hätte, um Platz für neue Häuser zu schaffen. Tatsächlich ist die

Stadt jedoch auf die Größe eines Dorfes geschrumpft, sodass die beeindruckenden Befestigungsanlagen heute eine weitgehend unbebaute Fläche umgeben. Seringapatam ist ein fantastischer Ort.

Es hat mir großen Spaß gemacht, *Sharpes Feuerprobe* zu schreiben, denn es hatte gleich zwei großartige Schurken. Zum einen war da der Tippu Sultan, der in Großbritannien den Ruf eines grausamen Tyrannen genießt. Tatsächlich war er jedoch ein aufgeklärter Mann, der die Lebensumstände seiner Untertanen nachhaltig verbesserte, doch dann ist er mit britischen Interessen in Konflikt geraten. Allerdings konnte er auch grausam sein, und die von ihm befohlene Hinrichtung britischer Kriegsgefangener war die Grundlage einiger großartiger Szenen.

Der zweite Schurke war natürlich Obadiah Hakeswill. In *Sharpes Feind* hatte ich ihn ja dummerweise umgebracht, doch jetzt, da ich wieder zum Anfang von Sharpes Karriere zurückkehrte, konnte ich ihn in all seiner Pracht wiederauferstehen lassen.

> *Wenn man Sergeant Hakeswill anschaute, dann sah man den perfekten Soldaten. Sicher, sein seltsam ungleichmäßiges Gesicht zuckte alle paar Sekunden, als hause ein böser Geist unter der sonnenverbrannten Haut, doch seine Augen waren blau, sein Haar so weiß wie der Schnee, der in diesem Land nie fiel, und seine Uniform so makellos, als stünde er vor Windsor Castle Wache. Er paradierte wie ein Preuße. Jede seiner Bewegungen war sauber und präzise. Es war eine Freude, ihm zuzusehen. Doch dann zuckte sein Gesicht wieder, und der Blick der kindlichen Augen huschte hin und her, sodass man den Teufel in ihm sehen konnte.*

Als ich diesen Abschnitt geschrieben habe, hatte ich Pete Postlethwaite im Sinn. Pete Postlethwaite war natürlich der

Schauspieler, der Hakeswill so fantastisch verkörpert hat, und so konnte ich meine alte Beschreibung von Hakeswill (aus *Sharpes Rivalen*) nicht mehr verwenden, denn der Schauspieler hatte den Charakter komplett neu definiert. Ich glaube, Pete hat zwar keine blauen Augen, aber ansonsten war er dieser »neue« Hakeswill. Es ist immer ein großer Spaß, über Obadiah zu schreiben, aber in *Sharpes Feuerprobe* springt er den Leser förmlich an.

> *»Die Männer können durchaus reden«, bemerkte Lieutenant Lawford in sanftem Ton. »Die anderen Kompanien schweigen doch auch nicht.«*
>
> *»Nein, Sir! Sie müssen ihren Atem sparen, Sir! Es ist zu verdammt heiß zum Sprechen, Sir, und außerdem, Sir, verschwendet man seinen Atem nicht für sinnlose Plapperei, wenn es schwarze Heiden zu töten gilt, Sir. Das steht so in der Bibel.«*

Und das wurde fortan Hakeswill neuer Spruch: »Das steht so in der Bibel.« Dieses Mantra wiederholt er bei jeder unpassenden Gelegenheit. Ich wünschte natürlich, das wäre mir schon zehn Jahre früher eingefallen, als ich ihn zum ersten Mal habe auftreten lassen, aber wenigstens würden diese Worte ihn nun durch Indien begleiten.

Eine der Freuden, wenn man historische Romane schreibt, besteht darin, dass man die kleinen, dunklen Flecken der echten Geschichte erklären darf. Einer dieser dunklen, geheimnisvollen Flecken ist zum Beispiel die Frage, wer die Explosion in Almeida verursacht hat, wie sie in *Sharpes Gold* beschrieben steht, ein anderer der Tod des Tippu Sultan. Wir wissen, dass er in einem Abflusstunnel erschossen worden ist, der durch die Mauern von Seringapatam führt, doch der britische Soldat, der dafür verantwortlich war, ist nie gefunden worden. Natürlich hätte man ihn belohnt. Trotzdem hat er sich nie gemeldet, vermutlich weil der Sultan zum

Zeitpunkt seines Todes über und über mit Juwelen behängt gewesen ist. Dieser unbekannte Soldat ist an jenem Tag sehr reich geworden, und ohne Zweifel hatte er Angst, dass man seine Beute konfiszieren würde. Also hat Sharpe seinen Platz eingenommen.

> *Die Kugel traf höher, als Sharpe beabsichtigt hatte. Er hatte sie dem Tippu durchs Herz jagen wollen, doch stattdessen traf sie den König an der Schläfe. Der Kopf des Tippu wurde von der Wucht des Treffers zurückgeworfen, und Blut sickerte durch seinen mit Tuch gepolsterten Helm. Doch er riss den Kopf wieder nach vorn, starrte Sharpe in die Augen, und er schien zu lächeln, bevor er zu Boden sank.*
>
> *Das Echo des Musketenschusses hallte noch immer in Sharpes Ohren wider, und so merkte er nicht, dass er laut redete, als er sich neben den Tippu hockte.*
>
> *»Ich will nur den Rubin«, sagte Sharpe. »Nur deinen Rubin.« Der Tippu lebte noch, aber er konnte sich nicht mehr rühren. Mit ausdruckslosen Augen starrte er Sharpe an, und der hielt den Tippu für tot, bis der Sterbende blinzelte. »Du bist also noch da, ja?«, sagte Sharpe und tätschelte dem Tippu die blutige Wange. »Du bist wirklich ein tapferer, fetter Bastard. Das muss ich dir lassen.«*
>
> *Er riss den riesigen Rubin aus dem blutbespritzten Federbusch und befreite den Sterbenden dann von jedem weiteren Edelstein, den er finden konnte. Er nahm dem Tippu die Perlenkette vom Hals, riss ihm ein Juwelenarmband herunter und steckte sich die Diamantringe ein. Schließlich zog er ihm auch noch die Schärpe aus und suchte nach dem Dolch mit dem großen Diamanten, dem sogenannten Monddiamanten, doch da war nichts.*

Sharpe konnte den Monddiamanten natürlich nicht finden, sonst hätte Wilkie Collins ja keinen Roman mit diesem Titel schreiben können. Sharpe wird in diesem Abflusstunnel ein reicher Mann, doch er hat die üble Neigung, Geld zu verlieren, besonders an Frauen. So tötet Sharpe den Tippu, und er versucht, auch Obadiah Hakeswill zu töten, indem er ihn an die Tiger des Sultans verfüttert. Aber natürlich stirbt Obadiah nicht. (»Ich kann nicht sterben. Das steht so in der Bibel.«)

Sharpes erfolglose Versuche, Obadiah zu ermorden, sind eine scherzhafte Anspielung auf die Tatsache, dass Obadiah sich für unsterblich hält, doch das bereitete vielen Lesern Kopfzerbrechen, und ich erhielt zahlreiche Briefe, in denen sie zu wissen verlangten, wie Obadiah hungrige Tiger, einen wütenden Elefantenbullen und dann auch noch eine Schlangengrube überleben konnte. Um die Wahrheit zu sagen: Ich weiß es nicht. Aber Obadiah muss überleben, um in *Sharpes Rivalen* wieder aufzutauchen.

Sharpe beginnt in *Sharpes Feuerprobe* als einfacher Soldat, und am Ende des Romans ist er Sergeant. Außerdem hat er in den Kerkern des Sultans Lesen und Schreiben gelernt, und somit hat er alle Voraussetzungen, um zum Offizier befördert zu werden. Diese Beförderung kommt dann im zweiten Indien-Abenteuer, *Sharpes Sieg*, das die außergewöhnliche Geschichte der Schlacht von Assaye erzählt. Und im Herzen dieser Schlacht findet sich ein weiteres dieser kleinen Mysterien.

Wir wissen, dass Sir Arthur Wellesley in der feindlichen Linie strandete, als er von einem Flügel seiner Armee zum anderen reiten wollte. Sein Pferd, Diomed, wurde von einer Lanze in die Brust getroffen, und der General fiel aus dem Sattel und wurde von seinen Marathen-Feinden umringt. Er überlebte, doch er wollte nie erzählen, was damals passiert ist. Auch wenn er in seiner Karriere häufig in tödlicher Gefahr schwebte, so trug er doch nie mehr als

ein paar oberflächliche Wunden davon, und nie wieder war der Duke of Wellington dem Tod so nahe wie an diesem Tag.

Doch was war geschehen? Er wollte es nicht sagen, doch ich brauchte ein Ereignis, das Sharpe in die Offiziersmesse bringen würde. Und dieses Ereignis musste eine Zurschaustellung außergewöhnlicher Tapferkeit sein. Wellesleys wundersame Rettung war die perfekte Gelegenheit dafür. In Sharpes gesamter Karriere ist das der entscheidende Moment. Das erregt Wellesleys Aufmerksamkeit, macht Sharpe zum Offizier und ist die Grundlage seines Rufs. Aus all diesen Gründen war es die Sache wert, das noch einmal zu durchleben, wenn auch in gekürzter Form. Sharpe hat widerwillig Sir Arthur Wellesleys Ordonnanz ersetzt und folgt dem General über das Schlachtfeld und durch die feindliche Schützenlinie. Aus irgendeinem guten Grund, an den ich mich gerade nicht mehr erinnere, ist Sergeant Sharpe mit einem schweren Kavalleriesäbel bewaffnet, während die meisten Feinde Talware schwingen, indische Krummsäbel.

> *Sharpe sah den weißen Hengst fallen, und er sah, wie Wellesley über den Hals des Tiers nach vorn geschleudert wurde. Ein halbes Dutzend Feinde stürmte los, um dem General den Gnadenstoß zu versetzen, und plötzlich waren all das Chaos und die Schrecken des Tages vergessen. Sharpe wusste, was er zu tun hatte, und er wusste es so klar und deutlich, als hätte er sein ganzes Leben lang nur auf diesen Augenblick gewartet.*
>
> *Sharpe trieb seinen Rotschimmel direkt auf den Feind zu. Er konnte den General nicht erreichen, denn Wellesley hing noch immer im Steigbügel des verletzten Diomed fest, der versuchte, sich den Lanzenschaft aus der Brust zu treten. Und die Angst vor dem um sich tretenden Pferd hielt den Feind auf Abstand, drei rechts,*

drei links. Einer schoss mit seiner Muskete auf Wellesley, doch die Kugel verfehlte ihr Ziel, und dann, als Diomed erschlaffte, rückten die Marathen vor, und in diesem Augenblick schlug Sharpe zu. Er nutzte seine Stute als Rammbock und galoppierte gefährlich nah an die Stelle, wo der General sich inzwischen aus dem Steigbügel befreit hatte. Dann trieb er die drei Schützen rechts von Wellesley auseinander, sprang aus dem Sattel und landete neben seinem benommenen General. Sharpe stolperte, rappelte sich aber sofort wieder auf, fletschte die Zähne und schlug in weitem Bogen nach den drei Männern, auf die er zugestürmt war. Doch die waren bereits von seiner Stute zurückgetrieben worden, und so wirbelte Sharpe herum und sah einen Marathen, der mit erhobenem Bajonett über dem General stand. Sofort stürzte Sharpe sich schreiend auf den Mann, und er spürte, wie sein Säbel in den weichen Bauch des Inders drang. Mit einem Röcheln brach der Mann auf Diomeds blutiger Flanke zusammen.

Sharpes Säbel blieb in der Wunde stecken. Der Inder schlug um sich. Er hatte seine Muskete verloren, doch einer seiner Kameraden kletterte bereits mit dem Talwar in der Hand über Diomed. Sharpe riss mit aller Macht an seinem Säbel, doch die Klinge wollte einfach nicht aus dem Fleisch kommen, und so stieg er über Wellesley hinweg, der noch immer benommen auf dem Boden lag, drückte dem tödlich verletzten Inder seinen Stiefel in den Unterleib und riss erneut. Der Mann mit dem Talwar schlug zu, und Sharpe spürte einen Hieb auf seiner linken Schulter. Doch dann bekam er endlich den Säbel frei und schlug damit nach seinem neuen Angreifer. Der Mann wich zurück und stolperte dabei über einen von Diomeds Hinterläufen. Er fiel. Sharpe drehte sich um und schlug blind um sich. Blut spritzte von der Säbelspitze, als er versuchte, einen weiteren Feind aufzuspießen. Doch da war keiner. Dennoch

wusste Sharpe, dass er und der General hier sterben würden, sollten sie nicht rasch Deckung finden.

Das große, bunt bemalte Fünfzehnpfundgeschütz bot ihnen wenigstens etwas Deckung, und so bückte sich Sharpe, packte Wellesley am Kragen und zerrte den General zu der Kanone. Der General war nicht bewusstlos, denn er klammerte sich an seinen schmalen Degen, aber er war halb benommen und hilflos. Zwei Männer versuchten, Sharpe den Weg zum Geschütz zu versperren, und Sharpe ließ den steifen Kragen seines Generals los und griff die beiden an. »Bastarde!«, schrie er, während er gegen sie kämpfte. Scheiß auf Finte und Parade, jetzt war die Zeit des Tötens, und Sharpe drosch wie ein Berserker auf die beiden ein. Der Säbel war eine plumpe Waffe, aber er war scharf und schwer, und er trennte dem ersten Mann fast den Kopf vom Rumpf, und mit dem Rückschwung riss Sharpe dem zweiten den Arm bis auf die Knochen auf. Dann drehte Sharpe sich wieder zu Wellesley um, der sich noch immer von seinem Sturz erholte, und er sah, wie ein arabischer Lanzenreiter direkt auf den General zuhielt. Sharpe bellte dem Mann eine Beleidigung entgegen. Dann zog er dem Pferd den schweren Säbel über den Kopf, und das Tier sprang wild zur Seite. Erneut packte Sharpe Wellesley am Kragen und zerrte den General in die Lücke zwischen dem Rohr und einem der riesigen Räder.

»Hierbleiben!«, schnappte Sharpe und drehte sich dann wieder um. Der arabische Lanzenreiter war aus dem Sattel gesprungen und stürmte an der Spitze einer Gruppe von Kanonieren auf ihn zu. Sharpe trat ihnen entgegen. Er schlug die Lanze mit dem Säbel beiseite und rammte dem Araber den Knauf ins Gesicht. Er spürte, wie dem Mann die Nase brach, dann trat er ihm in die Eier, schlug mit dem Säbel nach und riss die

Klinge herum, wobei er fast die Augen eines Kanoniers erwischte.

Nun hatte Sharpe vier Männer vor sich, vier Männer mit gefletschten Zähnen und funkelnden Waffen. Ihr Blick huschte von Sharpe zu Wellesley. Die Marathen wussten nicht, dass hier der britische General in der Falle saß, aber an dem roten Rock mit den goldenen Litzen erkannten sie den hochrangigen Offizier. Sie wollten ihn gefangen nehmen, doch dafür mussten sie erst einmal an Sharpe vorbei …

Sharpe packte eine Lanze, die auf seinen Bauch gezielt war, zog sie mitsamt dem Lanzenträger zu sich und spießte den Kerl mit dem Säbel auf. Er traf ihn direkt in den Hals. Sharpes Schulter blutete, doch er spürte keinen Schmerz. Er stieß ein verrücktes Heulen aus, während er kämpfte, und er hatte das Gefühl, als könne er in diesem Augenblick einfach nichts falsch machen. Er war größer als jeder seiner Angreifer, und er war stärker und plötzlich auch viel schneller, doch was er da fühlte, war nur der Rausch der Schlacht, jener vortreffliche Wahnsinn, der Furcht und Schmerz vertreibt und einen Mann an den Rand der Ekstase führt. Sharpe schrie den Feind an und forderte ihn auf, näher zu kommen, damit er ihn töten konnte.

Und zwei Mann kamen auch, und Sharpe trat auf sie zu, packte den schweren Säbel mit beiden Händen und trieb dem ersten Mann die Klinge durch Hut und Schädel. Sharpe schrie dem Sterbenden einen Fluch ins Gesicht, denn wieder blieb die Klinge stecken, doch diesmal bekam er sie rasch wieder heraus und schlug nach rechts, um den zweiten Mann zurückzutreiben …

Es kamen immer mehr. Gott allein wusste, wie viele Bastarde da noch waren, doch Sharpe war das egal. Er war gekommen, um zu kämpfen, und Gott hatte ihm wahrlich eine höllische Schlacht beschert.

Da passiert natürlich noch mehr, viel mehr, bis Wellesley endlich in Sicherheit ist. In einem der neueren Bücher, *Sharpes Zorn*, wird Sharpe gefragt, wie viele Männer er bei dieser Rettungsaktion erschlagen hat, und er kann sich nicht daran erinnern. Er glaubt, es waren fünf. Ich habe die ganze Passage noch einmal gelesen, und ich glaube, er hat recht: Es waren fünf, doch er hat zwei »mögliche Opfer« vergessen. Also könnten es genauso gut sieben gewesen sein. In jedem Fall war das eine von Sharpes größten Taten und der Grundstein seiner Karriere sowie der ganzen Buchreihe.

Am Ende von *Sharpes Sieg* bekommt Sharpe sein Offizierspatent. Er wird Ensign im 74th, einem schottischen Regiment, das ihn nicht wirklich haben will. Die Geschichte seiner unglücklichen Einführung in den Offiziersstand wird in *Sharpes Festung* erzählt, der letzten Indiengeschichte, und am Ende dieses Buches bietet man Sharpe an, sich in England dem neu formierten 95th anzuschließen. Damit zieht er dann auch den roten Rock aus und den grünen an. Zwar will er den roten Rock nicht ablegen, aber er kommt zu dem Schluss, dass er nicht wirklich die Wahl hat.

> *Sharpe schaute zu, wie das 74th in die Festung einmarschierte. Sie hatten ihn nicht gewollt, weil er kein Gentleman war, aber bei Gott, er war ein Soldat, und er hatte das Fort für sie geöffnet. Er sah Urquart, und Urquart sah das Blut auf Sharpes Gesicht und Säbel, und rasch wandte er sich ab. »Ich wünsche Ihnen einen schönen Tag, Urquart«, sagte Sharpe laut.*
>
> *Urquart trieb sein Pferd an.*
>
> *»Und Ihnen auch, Sergeant Colquhoun«, sagte Sharpe.*
>
> *Colquhoun marschierte stur weiter.*

Sharpe lächelte. Er hatte bewiesen, dass er ein Soldat war. Dabei hatte er selbst das schon immer gewusst. Er war Soldat, und er würde Soldat bleiben, und wenn das hieß, dass er einen grünen statt eines roten Rocks tragen musste, dann war das eben so. Aber er war Soldat, und das hatte er jedem in der Hitze und dem Blut von Gawilgarh gezeigt, der unbezwingbaren Himmelsfestung, und die gehörte jetzt ihm: Richard Sharpe.

Sharpe musste natürlich wieder aus Indien zurückkehren, und mir kam der schelmische Gedanke, dass seine Heimreise ihn am Kap Trafalgar vorbeiführen würde. Da er 1804 seine letzte Schlacht in Indien schlug und Nelson 1805 bei Trafalgar die französisch-spanische Flotte vernichtete, konnte ich der Versuchung einfach nicht widerstehen. Immerhin hatte Hornblower es nie bis nach Trafalgar geschafft, aber warum sollte Sharpe nicht dort kämpfen? Und das Ergebnis davon, *Sharpes Trafalgar*, ist eines meiner Lieblingsbücher. Der Hauptgrund dafür ist Lady Grace, die Frau von Lord William Hale, die Sharpe zum ersten Mal in Bombay sieht.

Sie war viel jünger als Lord William, und ihr blasses, schmales Gesicht war von einer traurigen, geisterhaften Schönheit, die Sharpe wie eine Kugel traf. Fasziniert starrte er sie an. Er konnte die Augen nicht von Mylady nehmen, denn sie war wahrlich schön: atemberaubend, quälend, unberührbar schön. Ihr Gesicht war so weiß wie Elfenbein, die Züge fein …

Lady Grace wirkt versnobt, kalt, hochmütig, distanziert und privilegiert. Sie ist ein typisches »Oberklasseweib«. Dieser Begriff stammt nicht von mir, sondern von drei Leuten, die ich auf einem Treffen der *Sharpe Appreciation Society* kennengelernt habe und die mir gesagt haben, es sei höchste Zeit, dass Sharpe sich in ein »Oberklasseweib«

verliebe. Und wenn drei Leute einem die gleiche Botschaft übermitteln, dann sollte man zuhören. Also habe ich mir Lady Grace ausgedacht und sie so unnahbar wie möglich gestaltet. Sharpe ist natürlich verdammt dazu, sich auf den ersten Blick in sie zu verlieben. Er umschwärmt sie, fest davon überzeugt, dass seine Bemühungen erfolglos bleiben werden, doch Lady Grace ist nicht das, was sie zu sein scheint.

> *Sie lachte, und zum ersten Mal, seit Sharpe sie kennengelernt hatte, füllte sich ihr Gesicht mit Leben. Er hatte noch nie solch eine liebreizende Frau gesehen, dachte er. Sie war so liebreizend, dass Sharpe zu ihr trat und sie küsste. Lady Grace stieß ihn weg, und er wich zurück. Er war wie versteinert, überlegte sich unzusammenhängende Entschuldigungen, doch sie hatte offensichtlich nur ihre Arme befreien wollen, die zwischen ihren Körpern gefangen gewesen waren. Nun schlang sie sie um Sharpes Hals, zog sein Gesicht heran und küsste ihn so leidenschaftlich, dass Sharpe Blut auf ihren Lippen schmeckte. Lady Grace seufzte und legte die Wange an seine. »Oh, Gott«, flüsterte sie. »Davon habe ich schon geträumt, als ich dich zum ersten Mal gesehen habe.«*

Lady Grace ist eine meiner Lieblingsheldinnen und damit ein großes Problem. Ich steckte nun mitten in einer zweiten Sharpe-Serie, die sich in die erste einfügen musste, und dieses Einfügen hielt viele Fallen für mich bereit. Wenn Sharpe bei Trafalgar war, warum erwähnt er das später nie? Und das Schlimmste ist: Wenn man eine Figur wie Lady Grace erfindet und sie und Sharpe sich Hals über Kopf ineinander verlieben, warum tritt sie dann nicht auch in den späteren Romanen auf? Darauf gibt es eigentlich nur eine Antwort: Sie muss sterben. Das ist zwar schrecklich,

aber unvermeidlich und schlicht die Konsequenz, wenn man Bücher außer der Reihe schreibt.

Nach *Sharpes Trafalgar* erhielt ich ein halbes Dutzend Briefe, in denen die Leute sich darüber beschwerten, dass Sharpe Malachi Braithwaite niemals umgebracht hätte. Um mal den Rahmen abzustecken: Malachi Braithwaite, ein »Oxford-Mann«, ist Lord William Hales persönlicher Sekretär, und auf der Überfahrt von Indien nach Trafalgar findet er heraus, dass die Frau seines Herrn ihn mit Sharpe betrügt. Er versucht, sie zu erpressen. Sharpe findet das heraus und löst das Problem, indem er Braithwaite ermordet. Und da er eben Sharpe ist, macht er sich das nicht so einfach wie möglich, sondern versucht herauszufinden, wie schwer es ist, einem Mann im wahrsten Sinne des Wortes den Hals umzudrehen. Vermutlich halten Sie das für unmöglich, doch Sharpe hat gesehen, wie die Männer des Tippu Sultan genauso getötet haben, und jetzt will er wissen, wie schwer das ist.

> *Sharpe hielt die Arme des Sekretärs über dessen Rücken und drückte sie schmerzhaft nach vorne. Dann kugelte er ihm mit einem kräftigen Ruck die Schultern aus. Braithwaite wimmerte vor Schmerz und schrie, als Sharpe eines seiner Ohren packte und seinen Kopf zur Seite drehte. Mit der rechten Hand versuchte Sharpe, Braithwaites Gesicht zu packen, und Braithwaite versuchte, ihn zu beißen. Also schlug Sharpe ihm ins Gesicht, packte sich dann ein Stück Kopf und Ohr und riss den Kopf hart herum. »Gott allein weiß, wie das geht«, knurrte Sharpe, »aber ich habe diese verdammten Heiden es doch tun sehen. Das muss doch möglich sein.«*

Es ist auch möglich, und es ist schlicht und ergreifend Mord, und dieses Verbrechen hat viele Leser überrascht. Es ist natürlich sehr schmeichelhaft, wenn die Leser das

Gefühl haben, eine Figur gut genug zu kennen, um gegen ein Verhalten zu protestieren, das sie als unpassend betrachten. Aber mir zu sagen, Sharpe sei kein Mörder? Natürlich ist er das! Sharpe ist ein Mörder, ein Dieb und ein Schurke. Der Punkt ist nur, dass er *unser* Schurke ist. Er steht auf unserer Seite. Sharpe würde in der Tat jemanden ermorden, vor allem für eine Frau, und Lady Grace ist glücklich mit Sharpe. Ein ehemaliger Soldat, ein Warrant Officer der Scots Guards, der, als ich ihn kennenlernte, Sozialprogramme für drogenabhängige Jugendliche geleitet hat, hat mir einmal gesagt, dass ein Soldat für die kämpft, die nicht für sich selbst kämpfen können. In meinen Augen ist das die beste Zusammenfassung dessen, was einen Soldaten ausmacht, und in den Sharpe-Romanen habe ich mir das mehr als einmal zunutze gemacht. Sharpe kämpft für jene, die nicht für sich selbst kämpfen können, und er kämpft mit allen Mitteln. Deshalb mag ich ihn ja. Die Leserbriefschreiber irren sich also: Sharpe würde sehr wohl für eine Frau morden, und das hat er auch getan, und er wird es vermutlich wieder tun.

Zwei Jahre nach Trafalgar kämpft Sharpe in einem äußerst schmutzigen Krieg in – man mag es kaum glauben – Dänemark. Dieser Feldzug bildet den Hintergrund von *Sharpes Beute*. Ich muss gestehen, dass es immer schwieriger wird, neue Titel für die Bücher zu finden, und *Sharpes Beute* ist eigentlich ziemlich sinnlos, abgesehen davon, dass es eine Verbeugung vor John Sandfords Prey-Romanen ist, die ich sehr bewundere. Ich bin noch nicht einmal sicher, wer oder was die titelgebende »Beute« ist, aber wie auch immer …

Die Story spielt in Dänemark. 1807 landen dort eine große britische Flotte und eine kleine britische Armee an, um die Dänen dazu zu zwingen, ihre eigene Flotte zu übergeben. Das war eine unverhohlene Aggression, das Ergebnis einer äußerst harten Politik. Die Dänen besaßen

eine riesige Kriegsflotte, um ihre Handelsschiffe zu beschützen, und nun, da Napoleon so gut wie alle seine schweren Kriegsschiffe bei Trafalgar verloren hatte, fürchtete Großbritannien, dass Frankreich in Dänemark einmarschieren und sich die dänische Flotte als Ersatz für die Schiffe unter den Nagel reißen könnte, die es an Nelson verloren hatte. Die Dänen wurden aufgefordert, ihre Kriegsschiffe nach England zu schicken, wo sie für den Rest des Krieges interniert werden sollten. Natürlich weigerten sich die Dänen, und so zwangen die Briten sie. Es war ein hässlicher, kleiner Krieg, der durch den Beschuss Kopenhagens sogar noch hässlicher gemacht wurde.

> *Die Stadt kapitulierte am nächsten Morgen. Siebentausend Geschosse waren in der Nacht auf sie niedergegangen, und einige Straßen brannten so heftig, dass niemand mehr als hundert Schritt an sie heran konnte. Verkohlte Seiten aus der Universitätsbibliothek regneten auf einer Fläche von hundert Quadratmeilen in ganz Seeland aus dem Himmel, und die Kathedrale war nur noch ein ausgebranntes Gerüst, in dem selbst die Steine glühten. In den Parks, auf den Plätzen und am Hafen hatte man die Leichen aufgereiht. Es gab noch nicht einmal annähernd genug Särge, also brachten die Menschen Laken und Decken aus ihren Häusern, um die Toten wenigstens zuzudecken.*

Circa 1600 Einwohner von Kopenhagen sind durch den Beschuss ums Leben gekommen, einem Vorboten der Schrecken, die das 20. Jahrhundert bringen sollte. Seltsamerweise ist diese Episode so gut wie vergessen (zumindest auf britischer Seite). Viele Leute wissen von Nelsons Angriff auf Kopenhagen 1801, doch der spätere, weit verheerendere Angriff wurde aus dem kollektiven Gedächtnis so gut wie getilgt. Ich habe nur einen einzigen

Augenzeugenbericht des Beschusses gefunden. Er stammt von einem Bürger der Stadt und ist auf Dänisch geschrieben, was ich leider nicht spreche, doch glücklicherweise haben uns in jenem Sommer, als ich *Sharpes Beute* geschrieben habe, ein paar dänische Freunde in Cape Cod besucht. Ich habe ihnen den Bericht gezeigt und sie gebeten, ihn laut für mich zu übersetzen. Das haben sie dann auch pflichtbewusst getan, bis die Raketen in der ersten Nacht des Beschusses einschlugen. Von da an wurde jeder Absatz von entsetzen Ausrufen unterbrochen. »Ihr Briten seid einfach schrecklich! Das ist ja furchtbar! Wie konntet ihr uns das nur antun?« Nun, wir haben es getan und Napoleon so die Möglichkeit genommen, sich die dänischen Schiffe anzueignen, doch es war ein grausames Kriegsverbrechen. Und der Feldzug hat auch noch eine seltsame Fußnote. Sir Arthur Wellesley hat die britischen Expeditionsstreitkräfte in Dänemark kommandiert, und es gibt da eine interessante Fußnote. In Dänemark ritt Wellesley eine Stute, die nach ihrer Rückkehr nach England ein Hengstfohlen zur Welt brachte, und dieser Hengst gelangte schließlich in Wellingtons Besitz. Es war das Pferd, das er in der Schlacht von Waterloo ritt, und es hieß Copenhagen.

Dann, plötzlich, gab es keinen neuen Ort mehr für Sharpe. Er musste wieder nach Spanien und Portugal zurück. Von nun an spielen die Bücher also zwischen den alten Abenteuern. Daraus folgt auch, dass ich ab jetzt auf weniger bekannte Ereignisse des Krieges auf der Iberischen Halbinsel zurückgreifen muss.

In der ersten Serie habe ich so gut wie alle großen Schlachten abgehandelt wie Talavera, Badajoz, Salamanca und Vitoria, doch es ist schon überraschend, wie viel da noch übrig ist. Tatsächlich ist es mehr als genug für eine zweite Sharpe-Serie. *Sharpes Mission* war das erste Buch, das Sharpe wieder nach Portugal führte. Es erzählt die

Geschichte der Kämpfe in Oporto und in dem Land nördlich davon. Das Buch beginnt mit der französischen Besetzung von Oporto und dem Schrecken nach dem Einsturz einer Pontonbrücke über den Douro. Die Brücke war voller Flüchtlinge vor den Franzosen, und als sie einstürzte, sind Hunderte ertrunken.

> *Die mittleren hundert Fuß der Brücke waren nun unter Wasser, und auf diesen hundert Fuß gab es keine Menschen mehr. Doch nach wie vor wurden Menschen in die Lücke gedrängt, die plötzlich weiß schäumte, als die Strömung die Zugbrücke vom Rest der Pontons wegriss. Der abgerissene Teil drehte sich, richtete sich auf, kippte und wurde in Richtung Meer gespült. Jetzt gab es keine Brücke über den Douro mehr, doch die Menschen am Nordufer wussten noch nicht, dass die Straße unterbrochen war. Sie drückten weiter vorwärts, hielten immer noch auf die zerstörte Brücke zu, und die vor ihnen konnten sie nicht aufhalten. Stattdessen wurden sie in das schäumende Wasser gepresst. Das Schreien der Menschen wurde immer lauter, und das wiederum schürte die Panik noch, und immer mehr drängten sich zu dem Ort, wo die Flüchtlinge ertranken. Pulverdampf verirrte sich in die Schlucht und wirbelte im Wind über der zerborstenen Brücke, wo verzweifelte Menschen im Wasser um sich schlugen, während sie in Richtung Meer gerissen wurden. Ein paar portugiesische Soldaten versuchten, die Franzosen in den Straßen der Stadt aufzuhalten, doch es war hoffnungslos. Sie waren zahlenmäßig vollkommen unterlegen. Der Feind hatte eine erhöhte Stellung, und immer mehr französische Truppen strömten den Hang hinunter. Das Schreien der Flüchtlinge auf der Brücke war wie das Heulen der Verdammten am Tag des Jüngsten Gerichts. Über ihnen donnerten die Kanonen.*

Schüsse hallten durch die Straßen der Stadt. Pferde galoppierten in den Gassen, und Flammen züngelten in den Häusern, die von den Kanonenkugeln aufgebrochen worden waren.

»Die armen Kindlein«, sagte Harper. »Gott sei ihren Seelen gnädig.« Die Waisen in ihren dunklen Uniformen wurden in die todbringenden Fluten gestoßen. »Es muss hier irgendwo doch ein verdammtes Boot geben!«

Doch die Männer, die die Barken bemannt hatten, waren ans Südufer gerudert und hatten ihre Boote aufgegeben. So gab es keine Boote mehr, um die Ertrinkenden zu retten, und eine Reihe kleiner Köpfe trieb in den schäumenden Wellen flussabwärts, und Sharpe konnte nichts dagegen tun. Er konnte die Brücke nicht erreichen. Zwar brüllte er den Menschen zu, sie sollten die Kreuzung verlassen, doch sie verstanden kein Englisch. Inzwischen schlugen Musketenkugeln in den Fluss, und einige trafen die Flüchtlinge auf der zerstörten Brücke.

»Was zum Teufel sollen wir nur tun?«, verlangte Harper zu wissen.

»Nichts«, antwortete Sharpe hart. »Wir können nur von hier verschwinden.«

Ich finde es rührend, dass am Kai von Oporto auch heute noch ein kleiner Schrein an diese Tragödie erinnert. Täglich legt man dort frische Blumen nieder und zündet die Kerzen an, obwohl die Katastrophe schon im Jahre 1809 stattfand.

Die Rückeroberung von Oporto durch Sir Arthur Wellesley (der noch nicht Wellington hieß) ist eine fantastische Geschichte. Lange Zeit waren die Franzosen davon überzeugt, dass Wellesley ein effektiver Defensivbefehlshaber sei, doch dass es ihm an Kühnheit mangele, wie es für den Angriff unerlässlich war. Das war schon immer lächerlich (auch wenn diese Vorstellung seltsamerweise bis heute Bestand hat). Oporto zeigte den

Franzosen ihren Irrtum, denn Wellesley ging ein enormes Risiko ein, indem er eine Hand voll Männer nach dem glücklichen Fund einiger Barken über den Fluss schickte. Diese paar Männer ließen sich in einem Seminar nieder, das noch heute steht, und dadurch bedrohten sie Maréchal Soults Rücken. Natürlich ist Sharpe derjenige, der diese Barken besorgt, aber da er zu diesem Zeitpunkt schon einige Tage auf der Flucht ist, hat er nicht die geringste Ahnung, wie es in Portugal aussieht.

> *»Was ist los, Sir?«, fragte Sharpe.*
>
> *»Was los ist?«, erwiderte Colonel Waters. »Wir jagen die Froschfresser aus Portugal! Hopphopp, quakquak, weg mit den Bastarden. Schauen Sie!« Waters deutete aus dem Fenster und zu den Franzosen, die die Stadt besetzt hielten. »Sie haben nicht den Hauch einer Ahnung, dass wir hier sind! Ihr Portugiese hat gesagt, Sie seien abgeschnitten gewesen. Stimmt das?«*
>
> *»Seit Ende März«, bestätigte Sharpe.*
>
> *»Grundgütiger«, sagte Waters, »dann wissen Sie ja wirklich von nichts!« Der Colonel saß auf der Fensterbank und erzählte Sharpe, dass Sir Arthur Wellesley nach Portugal gekommen sei. »Er ist vor knapp drei Wochen eingetroffen«, sagte Waters, »und er hat Fasson in die Truppe gebracht, bei Gott, das hat er! Cradock war ja ein anständiger Kerl, aber er hatte von Zucht und Ordnung keine Ahnung, keine! Jetzt sind wir auf dem Marsch, Sharpe, links, rechts, links, rechts, und der Teufel bildet die Nachhut.«*

Die Franzosen wurden aus Oporto geworfen und dann nordwärts aus Portugal vertrieben. Tatsächlich hätte Soults gesamte Streitmacht aufgerieben werden können, hätte ein Sperrkommando die einzige Straße rechtzeitig erreicht, die die Franzosen für ihren Rückzug nutzen konnten. Aber auch so verloren die Franzosen alle Geschütze und ihren

Tross. Es war eine bemerkenswerte Operation, die die Franzosen hätte lehren sollen, dass mit Sir Arthur Wellesley nicht zu spaßen war.

Doch Napoleon wollte Portugal, und das schien ja auch kein allzu großes Problem zu sein, nachdem seine Truppen sich schon den Rest Europas einverleibt hatten. Die britische Armee in Portugal war sehr klein, die französische groß, und nach Soults Niederlage wurde die nächste Invasion von Maréchal Massena geführt. Nur ein Jahr nach Soults Niederlage im Norden griff Massena im Süden an. Dieser Feldzug bildet die Grundlage von *Sharpes Flucht*, das, ungewöhnlich für einen Sharpe-Roman, mit einer großen Schlacht beginnt, statt mit ihr zu enden. Diese Schlacht war Busaco, wo Wellesley die Franzosen dazu verleiten wollte, eine lange, steile Hügelkette anzugreifen, und die Franzosen schluckten seinen Köder. Massena ging ein außerordentliches Risiko ein und noch dazu ein unnötiges, denn nördlich der Hügelkette von Busaco gab es auch eine Straße, und als er diese Straße schließlich nahm, zwang er Wellesley zum Rückzug. Doch zuerst versuchte Massena, die Briten und Portugiesen einfach wegzufegen, indem er den Hügelkamm mit dreiunddreißig Bataillonen angriff. Wie immer rückten sie in Kolonnen vor.

> *Offiziere gaben Befehle, Sergeanten bellten und setzten die Kolben ihrer Musketen ein, um die Männer in die Formation zu zwingen. Doch einige Idioten verstanden die Befehle nicht und schlossen sich der falschen Kolonne an. Sofort wurden sie wieder herausgezogen, verflucht und an ihren richtigen Platz geprügelt. Schließlich hatten sich die dreiunddreißig Bataillone auf den kleinen Weiden neben dem Bach in vier Angriffskolonnen aufgestellt.*

Insgesamt marschierten achtzehntausend Mann in diesen vier Kolonnen. Hätten diese Männer in Dreierreihe paradiert – so staffelten die Franzosen ihre Linien –, dann wäre die Linie über zwei Meilen breit gewesen, doch stattdessen konzentrierten sie sich auf vier dichte Kolonnen. Die zwei größten führten den Angriff an, während die beiden kleineren die Nachhut bildeten, bereit, jede Lücke auszunutzen, die die beiden großen schlugen. Diese beiden größeren Kolonnen hatten nur vierzig Mann in den vordersten Reihen, doch dahinter folgten noch vierzig weitere. So bildeten sie zwei riesige Rammböcke, fast zwei Meilen Infanterie konzentriert auf zwei marschierende Quadrate, die dazu gedacht waren, die feindliche Linie allein durch ihre Wucht zu zerschlagen.

»Bleibt zusammen!«, brüllten die Sergeanten, als sie den Hang hinaufstiegen. Eine Kolonne war nutzlos, wenn sie ihren Zusammenhalt verlor. Um Erfolg zu haben musste sie wie eine Maschine arbeiten. Jeder Mann musste im Gleichschritt gehen, Schulter an Schulter, und die hinteren Reihen schoben die vorderen in das feindliche Feuer. Die vorderste würde vermutlich sterben wie auch die dahinter, doch schließlich würde sich die massive Formation ihren Weg über die Toten hinweg in die feindliche Linie bahnen. Dann begann das Töten erst richtig. Die Trommler der Bataillone waren im Zentrum der Kolonne konzentriert, und die Jungen spielten den *pas de charge*. Doch alle paar Takte legten sie eine Pause ein und ließen die Männer brüllen: «*Vive l'Empereur!*»

Dieser Schrei wurde immer atemloser, je weiter die Kolonnen den Hang hinaufstiegen. Der Hang war furchtbar steil, und schon bald gerieten die ersten außer Atem, und der Angriff wurde langsamer. Der Nebel war noch immer dicht. Verstreute Büsche und Baumstümpfe behinderten die Kolonnen, und sie mussten sich

aufteilen, und nach einer Weile schlossen sich die einzelnen Teile nicht wieder zusammen, sondern kämpften sich einfach nur noch durch den Nebel nach oben und fragten sich, was sie am Gipfel erwartete.

Sie hatten noch nicht einmal die Hälfte des Hangs geschafft, da waren die Führungskolonnen schon in Gruppen müder Männer zerbrochen, und die Offiziere schrien ihren Leuten von verschiedenen Stellen des Hangs zu, wieder in Formation zu treten und sich zu beeilen. Doch die Männer wussten nicht, auf welchen Offizier sie hören sollten, und so gingen einige hierhin, andere dorthin. Die Trommlerjungen, die den aufgelösten Reihen folgten, trommelten immer langsamer. Auch sie waren erschöpft.

Eine Kolonne ist schlicht ein Block von Männern, für gewöhnlich breiter als tief, weshalb der Begriff »Kolonne« auch ein wenig irreführend ist. Das Wort »Kolonne« suggeriert eine Formation wie ein Rammbock, aber in Wahrheit gleicht sie mehr der Schaufel eines Bulldozers. Ein französisches Bataillon bestand aus sechs Kompanien (im Gegensatz zu den britischen zehn), und wenn sie in Kolonne angriffen, bildeten drei Kompanien die Front und drei den hinteren Teil. Es waren sehr enge Formationen, Schulter an Schulter, und aus der Vogelperspektive betrachtet hätte man neun Reihen von jeweils ungefähr siebzig Mann gesehen. (Das ist natürlich nur eine grobe Schätzung, abhängig davon, wie viele Männer das Bataillon tatsächlich hatte.) Die Kolonne ist also siebzig Mann breit und neun tief, und der offensichtliche Nachteil dieser Formation ist natürlich, dass die Männer in den hinteren Reihen ihre Musketen nicht zum Einsatz bringen konnten. Nur die vorderste Reihe kann wirklich sicher schießen und vielleicht auch die am Rand. So kann unser typisches Bataillon, das ein ebenso großes britisches angreift, also etwa achtzig Musketen zum Einsatz bringen. Kann auch die

zweite Reihe auf dem Marsch schießen, verdoppelt sich diese Zahl, aber trotzdem bedrohen so nur maximal einhundertfünfzig Musketen die Briten, die in einer Linie aus zwei Reihen auf sie warten. So kann jede britische Muskete schießen, und siebenhundert Musketen werden einhundertfünfzig immer besiegen.

Warum also haben die Franzosen diese Formation immer wieder eingesetzt? Dafür gibt es zwei Gründe. Der erste war, dass die Kolonne in ganz Europa Erfolg gehabt hatte. Sie hatte einen echten psychologischen Vorteil. Der Anblick einer solch dichten Masse von Männern, die unaufhaltsam vorrückt, hat eine ausgesprochen demoralisierende Wirkung auf die gegnerischen Truppen, und immer wieder und wieder hatten die Kolonnen das Feindfeuer über sich ergehen lassen und waren weitermarschiert, bis der Gegner in Panik geraten und geflohen war. Der zweite Grund war, dass die französische Armee zum größten Teil aus Wehrpflichtigen bestand, aus jungen Männern, die man gegen ihren Willen aus dem bürgerlichen Leben gerissen, in blaue Uniformen gesteckt und in den Krieg geschickt hatte. Es war leicht, solchen Männern beizubringen, in Kolonne vorzurücken, viel leichter, als sie zu lehren, auf breiter Front zu kämpfen.

Das Problem, dem sich die Franzosen bis nach Waterloo gegenübersahen, war, dass die britische Armee exzellente Schützen hatte. Außerdem erstarrten die Rotröcke nicht vor den Kolonnen, und so schossen sie sie häufig schlicht zusammen. Der Kaiser persönlich erkannte diese Gefahr und beschwerte sich, dass seine Heerführer weiter Kolonnen gegen die britischen Linien schickten, anstatt sie vorher durch Artilleriebeschuss zu schwächen, doch ich glaube, diese Diskussion entbrannte erst, als es bereits zu spät war.

Außerdem war Wellington ein Meister darin, seine Infanterie vor Artilleriefeuer zu schützen, auch in

Waterloo, als die britischen Linien die französischen Kolonnen nach massivem Artilleriebeschuss in die Flucht schlugen. Die andere Waffe, die man gegen eine Linie in den Kampf werfen konnte, waren die *Voltigeure*, die französische leichte Infanterie, die vor den Kolonnen plänkelte. Sie marschierten in offener Formation, und ihre Aufgabe war es, die feindliche Linie unter Feuer zu nehmen, aber natürlich traten ihnen britische Plänkler entgegen. Sie kamen auf die gleiche alte Art, sagte Wellington von den französischen Truppen bei Waterloo, und wir haben sie auf die gleiche alte Art nach Hause geschickt. Busaco ist ein Musterbeispiel für diese »alte Art«.

> *»Legt an!«, brüllte Lawford, und fast sechshundert Männer hoben die Musketen an die Schultern.*
>
> *»Feuer!«*
>
> *Die massive Salve erzeugte eine gewaltige Pulverdampfwolke, die nach verfaulten Eiern roch. Dann wurden die Musketen abgestellt und die Männer holten neue Patronen heraus und begannen nachzuladen. »Feuern nach Zug!«, rief Lawford seinen Offizieren zu, und erneut nahm er den Hut ab, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Dank des kühlen Atlantikwinds war es noch immer kalt, doch Lawford war heiß.*
>
> *Sharpe hörte das Krachen der portugiesischen Salve, dann feuerte im Zentrum der Linie auch das South Essex in Wellen. Erst schoss die eine Hälfte einer Kompanie, dann die andere. So hörte das Feuer niemals auf, und die Männer spulten ihre lange geübte Routine ab: Laden, feuern – laden, feuern …*
>
> *Der Feind war nun unsichtbar, verborgen hinter dem Pulverdampf der britischen Linie. Sharpe ritt die Linie rechts entlang. Die linke Seite mied er bewusst, damit*

man ihm nicht vorwerfen konnte, sich bei Slingsby einzumischen.

»Zielt tief!«, rief er seinen Männern zu. »Zielt tief!«

Ein paar Kugeln kamen aus dem Rauch zurück, doch sie waren fast alle zu hoch gezielt. Unerfahrene Männer zielten meist zu hoch, und die Franzosen, die von den Portugiesen und den Männern des South Essex zusammengeschossen wurden, feuerten einen steilen Hang hinauf und in eine Pulverdampfwolke. Ein Teil der Feinde war mit Sicherheit schon in Panik geraten, und Sharpe sah, wie zwei Ladestöcke hoch über den Pulverdampf flogen. Das bewies, dass die Männer inzwischen viel zu viel Angst hatten, um sich noch an ihre Ausbildung zu erinnern.

Sharpe hielt neben einer portugiesischen Grenadierkompanie, beobachtete die Portugiesen eine Weile und kam zu dem Schluss, dass sie genauso effektiv feuerten wie die Rotröcke. Sie schossen wie ein Uhrwerk. Rauch quoll regelmäßig aus dem Zentrum des Bataillons, und Sharpe wusste, dass die Kugeln die Front der sich nach und nach auflösenden Kolonne zerfetzten.

Immer mehr Musketen flammten auf, als das 88th, die gefürchteten Connaught Ranger*, an die Front traten, um die verwundete französische Kolonne noch stärker unter Beschuss zu nehmen, doch irgendwie hielten die Franzosen stand. Ihre äußeren Reihen wurden getötet oder verwundet, doch die Masse der Männer in der Kolonne lebte noch, und immer mehr stiegen den Hügel hinauf, um die Gefallenen zu ersetzen, und nach wie vor drängten sie sich aneinander und versuchten, wenn auch ohne Ordnung, durch die furchtbaren Salven hindurch vorzurücken.*

Weitere britische Rot- und Braunröcke schlossen sich dem Kampf an, aber die Franzosen widerstanden dem Sturm. Die Kolonne teilte sich wieder, wurde von den

britischen und portugiesischen Kugeln und Kartätschen auseinandergerissen, und schließlich sah es so aus, als kämpften sich nur noch einzelne Grüppchen über die Toten hinweg. Sharpe konnte die Offiziere und Sergeanten hören, die ihre Männer antrieben, und er hörte auch das noch immer stete Trommeln, dem inzwischen eine britische Kapelle mit Men of Harlech *Kontra bot.*

Die Kolonnen sind besiegt. Massena hat versagt. Dennoch musste sich Wellesley zurückziehen, weil er zahlenmäßig so furchtbar unterlegen war, doch *Sharpes Flucht* erzählt von der großen Überraschung der Linien von Torres Vedras, die Wellesley hatte errichten lassen, um den Franzosen den Weg nach Lissabon zu versperren. Diese Linien (eine Kette massiver Forts und von Gräben durchzogener Hügel im Norden der Halbinsel von Lissabon) funktionierten, und Napoleons Ehrgeiz scheiterte, Herr der gesamten Atlantikküste zu sein.

Sharpes Flucht war der zwanzigste Band der Serie. Ich werde oft gefragt, wie viele es noch geben wird, und ich antworte immer fünf. Das habe ich schon gesagt, als gerade einmal fünf Romane veröffentlicht waren, und dann wieder als der sechste erschien und so weiter. Ich sage immer fünf, weil das leichter ist, als mir eine richtige Antwort zu überlegen. Ich weiß es nämlich nicht. Ich weiß nur, dass es weitere Geschichten geben wird, und einige davon, wie die einundzwanzigste, werden mich überraschen. Judy und ich waren zu einer Hochzeit in Jerez de la Frontera eingeladen, einer Stadt nicht weit entfernt von Cadiz im Süden Spaniens und weit weg von den Orten, wo Wellington gekämpft hat. Doch nicht weit entfernt von Cadiz liegt Barrosa, eine kleine Küstenstadt, und in Barrosa haben die Briten unter der Führung von Sir Thomas Graham den ersten von vielen französischen Adlern erbeutet. Ich fand es interessant, mir das

Schlachtfeld anzusehen, auch wenn es nicht das Mindeste mit Sharpe oder Wellington zu tun hatte, und so fuhr ich unter Einfluss eines massiven Katers (spanische Hochzeiten sind spektakulär) nach Barrosa. Dort ist heutzutage so gut wie nichts mehr von dem Schlachtfeld zu sehen, doch ich stand auf dem Hügel, wo Major Brownes zusammengewürfeltes Bataillon in den sicheren Tod marschiert ist, und ich schaute an Baukränen vorbei zu der Ebene, wo Major Goughs Iren den Adler des 8. Französischen Linienregiments erbeutet haben. Da wusste ich, dass Sharpe hierher gehörte. Ich hatte nur keine Ahnung, wie ich ihn nach Cadiz bekommen sollte, doch die Vorstellung war einfach unwiderstehlich, über Barrosa zu schreiben, und so entstand *Sharpes Zorn*. Sharpe gelangte jedoch nie mit Browne auf den Hügel, wie ich ursprünglich beabsichtigt hatte. Stattdessen kämpfte er mit Goughs Iren, doch diese Szene soll zeigen, wie furchtbar der Kampf am Meer getobt hat:

> *Major Browne ging hinter der Linie auf und ab. Dabei konnte von einer Linie eigentlich gar keine Rede mehr sein. Alle Ordnung war verloren, von Artillerie und Musketen zerschlagen, doch die Lebenden hatten sich noch nicht zurückgezogen. Stattdessen erwiderten sie das Feuer. Sie luden und schossen, und ihr Pulverdampf verbarg sie vor dem Feind. Ihre Münder glühten vom Salpeter in den Patronen, und die Funken aus den Pfannen brannten winzige Löcher in ihre Wangen. Verwundete bemühten sich nach besten Kräften, zur Linie aufzuschließen, und einmal dort, luden und schossen auch sie.*
>
> *»Gut gemacht, Jungs!«, rief Browne. »Gut gemacht!« Er rechnete nicht mehr damit, diesen Hügel noch lebend zu verlassen, und das machte ihn traurig. Doch es war seine Pflicht, weiter die Linie auf und ab zu*

gehen und seinen Männern Mut zu machen, während er darauf wartete, dass eine Kugel seinem Leben ein Ende setzte. »Kopf hoch, Jungs!«, sang er. »Auf zum Ruhm! Lasst uns diesem wunderbaren Jahr noch etwas hinzufügen! Zur Ehre rufen wir euch! Wir pressen euch nicht wie Sklaven, denn ihr seid so frei wie die Söhne der Wellen!«

Ein Corporal fiel nach hinten, und das Hirn quoll aus seinem Schädel. Der Mann war mit Sicherheit tot, doch sein Mund zuckte noch, und Browne bückte sich und schloss ihm sanft die Lippen. Er ging weiter.

»Ihr haltet sie auf, Jungs!«, schrie er. »Ihr haltet sie auf!«

Und das stimmte. Die Franzosen hatten Brownes Angriff zerschlagen, sie hatten die rote Linie gesprengt, sie hatten das Flankenbataillon aus Gibraltar förmlich zerfetzt, und doch rückten sie nicht vor, um den Überlebenden mit ihren Bajonetten den Garaus zu machen. Stattdessen feuerten sie immer weiter, während die Männer aus Lancashire, die Holy Boys aus Norfolk und die Silver-Tails aus Gloucestershire das Feuer erwiderten.

Major Browne schaute zu, wie sie starben. Ein Junge von den Silver-Tails taumelte zurück. Seine linke Schulter war von einem Granatsplitter weggerissen worden, und sein Arm hing nur noch an ein paar Sehnen. Er brach zusammen, schnappte nach Luft und rief nach seiner Mutter. Browne kniete nieder und hielt dem Jungen die Hand. Er wollte die Wunde verschließen, doch sie war zu groß, und so sang der Major, der nicht wusste, was er sonst hätte tun sollen, dem Sterbenden etwas vor.

Wie alle anderen Bücher, so ist auch dieses Buch ein Tribut an den Heldenmut des britischen Soldaten. Es gibt die seltsame Vorstellung (ich habe das vor nicht allzu langer

Zeit von einem Professor bei Radio Four gehört), dass Wellingtons Armee ein Haufen Abschaum gewesen sei, der von Aristokraten befehligt und durch Brutalität diszipliniert wurde. Das ist Unsinn! Mit solch einem Instrument kann man keinen Krieg gewinnen. Es gab nur sehr wenige Aristokraten in Wellingtons Armee. Die meisten Offiziere entstammten dem, was wir Mittelschicht nennen würden, und am Ende des Krieges waren viele wie Sharpe in den Offiziersstand erhoben worden. Die Moral der Armee war gut, und unzählige Memoiren zeigen, dass Offiziere und Mannschaften einander respektierten. Sie scherzten miteinander, sie überlebten gemeinsam, und von Zeit zu Zeit ertrugen sie auch die furchtbarsten Strafen zusammen, aber sie kämpften wie der Teufel, und sie gewannen eine Schlacht nach der anderen. Sharpe ist einer von ihnen.

Ich lebe nun seit über dreißig Jahren mit Sharpe, länger noch, wenn ich die Zeit mitrechne, da er nur ein namenloser Traum gewesen ist. Oft frage ich mich, was wohl geschehen wäre, wenn Judy in diesem Hotel in Edinburgh nicht aus dem Lift gestiegen wäre. Ich nehme an, ich hätte weiter Fernsehen gemacht und Sharpe wäre ein Traum geblieben, doch Judy ist aus diesem Lift gestiegen, und mit ihr kam ein mürrischer Rifleman, der misstrauisch auf die Welt blickte.

Ich mag Sharpe, aber ich bin nicht sicher, ob er mich auch mögen würde. In *Sharpes Zorn* gibt es einen Schreiber, Benito Chavez (die Initialen sind nur ein Zufall), und ich glaube, Chavez ist das, was einem Selbstporträt von mir am nächsten kommt: »Eine elende Kreatur, eine jammernde, vor Tabakqualm stinkende und versoffene Entschuldigung von einem Mann, ein Schreiber.« Dennoch sind wir beide seit fast dreißig Jahren glücklich miteinander, und ich freue mich immer, wenn ich eine leere Seite sehe und weiß, dass Sharpe gleich erscheinen

wird. Für mich ist das, als würde ich einen alten Freund treffen, und wir beide haben noch viele Geschichten zu erzählen, denn seine Abenteuer sind noch lange nicht vorbei. Ich weiß nicht, wie viele Schlachten wir noch schlagen müssen. Fünf vielleicht? Doch eines ist sicher: Sharpe und Harper werden wieder marschieren.

KUCHEN UND ALE

Ein Wort der Warnung!

Manchmal werde ich nach meinen religiösen Überzeugungen gefragt. Ich weiß nicht warum. Ich habe keine. Kürzlich bat mich ein Leser darum, ihm zu versichern, dass Sharpe Christ sei! Das ist er aber nicht. Religion spielt eine prominente Rolle in meinen Büchern, hauptsächlich eine vorindustrielle Gesellschaft eher dazu neigt als eine Welt, in der Gottes Geheimnisse durch Wissenschaft erklärt werden können. Doch mein Interesse an Religion ist persönlicher. Ich bin in einem frommen Haushalt aufgewachsen. Der Einfluss dieser Erziehung hat einen langen Schatten auf die Romane geworfen. Dieses Essay ist der Bericht dieser Kindheit. Leser, die dem christlichen Glauben anhängen, könnten Teile davon als Beleidigung empfinden. Sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt.

Meine biologische Mutter, Dorothy Cornwell, hat mich nur zwei Wochen lang umsorgt. Das war im Jahre 1944. Sie war zwanzig Jahre alt, unverheiratet, und ihr Vater bestand darauf, dass sie mich abgab. Trotzdem behielt sie mich zwei Wochen lang in dem Heim, in das man sie geschickt hatte, um mich zu bekommen. Als ich zehn Tage alt war, kam ein Ehepaar, trat an unser Bett und inspizierte uns.

»Ich sah sofort, dass die nicht ganz koscher waren«, hat Dorothy mir später erzählt, und sie sollte recht behalten.

»Wissen Sie, wer der Vater des Kindes ist?«, verlangte die unkoschere Marjorie zu wissen.

»Sein Name ist Oughtred.«

»Oughtred!« Pause. »Er ist doch nicht Franzose, oder? Wenn er Franzose ist, wollen wir den Jungen nämlich

nicht.«

Leider war William Oughtred Kanadier, und vier Tage später wurde ich von Hackney nach Benfleet in Essex gebracht. Mein Name, der in der Geburtsurkunde Bernard Cornwell lautete, wurde in Bernard Wiggins geändert.

Die Wiggins gehörten einer Sekte an, die man die *Peculiar People* nennt, das *Seltsame Volk*. Sie entstand Mitte des 19. Jahrhunderts, blühte hundert Jahre lang in Essex und ist heutzutage glücklicherweise verschwunden. Der Name stammt aus der Bibel, wo Gott sowohl im Alten als auch im Neuen Testament seine Anhänger als »seltsames Volk« bezeichnet. Das heißt schlicht, dass sie sich von allen anderen unterscheiden, und die Peculiars von Essex glaubten, wenn sie sich so gut es ging von der sündhaften Welt abschotteten, könnten sie der Versuchung entgehen und sich so Erlösung sichern. Ich glaube, Joseph Wiggins, mein Adoptivvater, hat mich nur aus Christenpflicht angenommen. Er betrachtete mich und die anderen vier Kinder, die er adoptiert hatte, als Seelen, die es zu retten galt. Marjorie wollte einfach nur Babys. Sie liebte Babys.

Die Peculiars waren Fundamentalisten. Damit meine ich, dass sie alles in der Bibel wörtlich nahmen. »Leidet jemand unter euch, der bete«, heißt es im Brief des Jakobus, und so verweigerten die ersten Peculiars jegliche medizinische Hilfe. Stattdessen salbten sie sich mit Öl und verließen sich ganz und gar auf Handauflegen. Das reichte auch erst einmal, doch 1908 wurde der »Children's Act« zum Schutz der Kinder verabschiedet, und darin hieß es, es sei eine Straftat, einem Kind ärztliche Hilfe zu verweigern, und so landeten einige Peculiars im Gefängnis, die ihre Kinder lieber sterben ließen, als einen Arzt zu rufen. Andere gaben jedoch nach, und so spaltete sich die Sekte in Old und New Peculiars. Als ich in die Herde aufgenommen wurde, hatte man diese Spaltung bereits wieder

überwunden, und meine Familie hatte sich wie die meisten anderen auch auf einen Kompromiss eingelassen. Erst wurde der Kirchenälteste ans Bett eines kranken Kindes gerufen, und wenn der kein Wunder zustande brachte, rief man einen Arzt. Eine meiner ersten Erinnerungen ist die an eine Gruppe von Männern an meinem Bett, die mir rhythmisch die Hände auf die Stirn drückten und den Allmächtigen in vollem Ernst anflehten, mich zu heilen. Gott kam jedoch nicht, und stattdessen erledigte Dr. Acres seine Arbeit.

Medizin war jedoch nicht das Einzige, was die Peculiars missbilligten. Alkohol, Tabak, Kosmetik, Kino, Militärdienst, Comics, High Heels, Katholiken, Tanzen, Kartenspiel, Fernsehen …

Die Liste war endlos und um alles erweiterbar. Alles, was als frivol galt, galt auch als Sünde, und der Sinn unseres Lebens bestand darin, die Sünde zu meiden. Es gab da eine mysteriöse »Sünde wider den Heiligen Geist«, die wie ein Damoklesschwert über meinem jungen Leben schwebte, obwohl ich nie herausgefunden habe, was genau das sein sollte. In jedem Fall war sie unverzeihlich und der Sünder zur Hölle verdammt. Buße half nicht. Es gab keine Rettung. Eine Zeitlang habe ich geglaubt, dass Onanie diese Sünde sei, aber das konnte ich natürlich nicht fragen, denn Sex war die finstere, unaussprechliche Bestie, die hinter den vielen Ängsten der Peculiars lauerte. Auch glaubte ich eine Weile, dass ich eigenhändig – oder vielleicht auch beidhändig – die Onanie entdeckt hatte, und ich war eigentlich ganz glücklich damit, mich daran zu erfreuen, auch wenn ich dadurch die Hölle riskierte. Doch verklebte Bettlaken waren mein Verderben, und die Strafe folgte auf dem Fuß.

Zuckerbrot und Peitsche. Das Zuckerbrot war die Aussicht auf das Himmelreich und unmittelbarer das Glücksgefühl nach der Bekehrung. Die Bekehrung war

wichtig für die Peculiars. Man gab Jesus sein Herz, wurde im Blut des Lamms gewaschen, akzeptierte Christus als seinen Retter und, Wunder über Wunder, wurde HAPPY! »Ich bin H-A-P-P-Y!«, trällerten wir in der Sonntagsschule. »Ich bin H-A-P-P-Y! Ich weiß es, ich bin sicher, ich bin H-A-P-P-Y!« Nur dass ich keineswegs happy war, aber ich wollte es sein, und lange Zeit habe ich geglaubt, die Bekehrung sei mein Weg zum Glück. Ich habe es versucht. Ich habe es so sehr versucht. Immer wieder habe ich Jesus mein Herz gegeben. Ich war schon Serientäter, was das betraf. Doch das Glücksgefühl kam nie. Das Leben wurde nicht plötzlich leichter, ich wurde nicht von freudiger Gewissheit erfüllt, ich fühlte mich nicht anders, und die Angst vor dem Höllenfeuer verschwand über Nacht, und am nächsten Morgen war ich wieder das alte, sündige Tier. Das Zuckerbrot des Himmels vermochte mich nicht auf den schmalen Pfad der Rechtschaffenheit zu führen, und so holte man die Peitsche raus, um mich dorthin zu prügeln.

Die Peitsche war stets ein Bambusstock aus dem Garten, gut ein Yard lang. Eigentlich gehörte er zu einem Pflanzkäfig, und Joseph, mein Vater, führte ihn. Mein Vater war ein großer, kräftiger Mann. In der Schule, wo ich oft Prügel bezog, bestand die Strafe aus zehn Streichen auf den Hintern. Die brannten zwar ein wenig, aber ich war immun gegen solch schwächliche Angriffe, nachdem man mich mit dem Bambusstock Gottesfurcht gelehrt hatte. Diese Bestrafungen folgten einem Ritual. Zuerst wurde ich in meinem Zimmer eingesperrt, um mir Zeit zu geben, über meine Sünden nachzudenken. Dann kamen Schritte die Treppe rauf. Mein Vater öffnete die Tür und befahl mir, mich auszuziehen. Anschließend schlug er mich mit einer Wildheit, die aus Abscheu, rechtschaffener Wut und verzweifelter Angst um meine Seele geboren war. Irgendwann war alle Leidenschaft verraucht, und er bat mich, niederzuknien und mit ihm zu beten. Ich war

dreizehn oder vierzehn, als das zum letzten Mal passiert ist, und Dr. Acres musste gerufen werden. Als er eintraf, war das Blut von den Zimmerwänden gewaschen, und das Bettzeug war gewechselt, doch die Stigmata konnte man nicht verbergen. Ich glaube, der Arzt hat meine Eltern nachdrücklich gewarnt, denn danach blieb der Bambusstock im Garten.

Gab es in meiner Kindheit denn überhaupt kein Glück? Doch, natürlich gab es das. Ich erinnere mich daran, Monopoly gespielt zu haben, und ich hatte eine tolle, elektrische Modelleisenbahn und ein Kinderlexikon. Und da waren die Dinky Toys, und ich hatte ein Meccano-Baukasten, den ich geliebt habe, und das wiederum hat meinen Vater gefreut, denn er wollte, dass ich später die Baufirma der Familie übernahm. Der heilige Paulus war Zeltmacher gewesen, hat er mir oft erzählt, und das bestätige die biblische Wahrheit, dass jeder Christ ein nützliches Handwerk erlernen solle. Die Betonung lag dabei auf der praktischen Seite. Mein Vater hat die Schule mit elf Jahren verlassen, eine Maurerlehre gemacht und ein erfolgreiches Geschäft aufgebaut, bis er schließlich mehr als zweihundert Angestellte hatte. In den Pausen predigte er für sie, und er hatte die glückliche Vision, dass ich in seine Fußstapfen treten würde.

Aber ich schweife ab. Die ursprüngliche Frage in diesem Absatz lautete: Gab es in meiner Kindheit kein Glück? Doch, das gab es, aber es wurde ständig von der Angst vor Gott bedroht und von Joes und Marjories Ehe, die alles andere als glücklich war.

Das ganze Haus war unglücklich. Joseph wurde von Gott heimgesucht, und Marjorie war verbittert. Ich lernte, die viel zu oft erhobenen Stimmen meiner sich streitenden Eltern zu fürchten, denn ich hatte herausgefunden, dass einem solchen Streit oft eine Bestrafung folgte. Ich lag im Bett, hörte das Schreien unten und bangte der

Dämmerung entgegen. Die Familiengebete jeden Morgen, bei denen wir am Tisch laut aus der Bibel vorlasen und dann den Kopf senkten, während Joseph vorbetete, waren nach einer solchen Nacht besonders düster, und häufig braute sich ein Sturm zusammen.

Insgesamt adoptierten Joseph und Marjorie fünf Kinder. Der Älteste, John, war ein Dutzend Jahre älter als ich, und ich wusste nur wenig über ihn. Eines Tages war er einfach weg. Da sie daran verzweifelten, ihn zu einem guten Christenmenschen zu erziehen, ist es meinen Eltern, glaube ich, irgendwann gelungen, ihn in ein Reformheim der Heilsarmee in Südwales abzuschieben. Irgendwann hat er sich dann umgebracht. Der Jüngste, Andrew, war wiederum wesentlich jünger als ich, und als er adoptiert wurde, war ich schon ausgezogen. Damit blieben drei, ich zwischen zwei Mädchen, Margaret und Ruth. Margaret, die ein paar Jahre älter war als ich, war der Liebling meiner Eltern. Sie verinnerlichte die Lehren der Peculiars und hat später Zuflucht bei einem theologisch fragwürdigen Ableger der Baptisten gefunden. Sie ist Christin geblieben. Sie ist gerettet. Gut für sie, aber sie war keine Verbündete für mich. Die ein paar Jahre jüngere Ruth hingegen war zwar meine Alliierte, doch wir ließen uns leicht gegeneinander ausspielen. Überleben war etwas Individuelles, und ich wählte den Weg des Versteckens und der Lüge. Ersteres konnte die Bestrafung hinauszögern, Letzteres sie gar ganz vermeiden, und so wurde ich zu einem hervorragenden Lügner, der wahrlich komplexe Netze spinnen konnte, und ich glaube, dieses Talent hat mir später als Schriftsteller viel genutzt. Und wenn ich keine Lügen erzählte, dann versank ich in meiner Fantasie, und auch das ist nicht ganz unnütz für einen Romanautor.

Ich wusste von Anfang an, dass ich adoptiert worden bin. Ich war knapp sieben Jahre alt, als Marjorie mir eröffnete, sie wünschte, sie hätten mich nicht adoptiert. Das war eine

Meinung, von der sie sich auch nicht abbringen ließ, und das war ein großer Trost für mich, denn so wusste ich, dass ich nicht dorthin gehörte. Allerdings wusste ich auch nicht, wohin ich sonst gehören sollte. In jedem Fall waren nicht die Peculiars meine Familie, und so war ich frei, mir meine eigene Abstammung auszusuchen.

Diese Freiheit wurde jedoch deutlich eingeschränkt, als ich ungefähr elf Jahre alt gewesen bin. Mein Vater hatte seinen Safe für ein paar Augenblicke offen gelassen, und ich stürzte mich sofort darauf. Ohne Zweifel hoffte ich, ein paar von den großen, schönen Fünfpfundnoten zu finden, doch stattdessen entdeckte ich ein Blatt Papier, auf das meine Mutter die Namen meiner leiblichen Eltern geschrieben hatte und was sie sonst noch über sie hatte herausfinden können.

Dorothy Cornwell aus East London und William Oughtred, Royal Canadian Air Force, aus British Columbia. Eine Cockney und ein Flieger. Das gefiel mir gar nicht. Das passte einfach nicht zu meinem Fantasien. Ich nehme an, ich habe mir einen Herzog und ein Showgirl vorgestellt, oder eine Prinzessin vielleicht. Ich weiß es nicht mehr. Heutzutage stünden solche Informationen natürlich nicht auf einem Stück Papier, sondern wären hinter einer riesigen bürokratischen Wand verborgen, doch im Krieg kümmerte das niemanden. Vor ihrer Hochzeit war Marjorie stellvertretende Leiterin eines Waisenhauses gewesen, und so hatte sie auch professionellen Kontakt zu dem Heim gehabt, wo Dorothy mich zur Welt gebracht hat. Sie wusste genau, wann meine Mutter fällig war.

Ich verbarg die Information. Jahre später fand ich das Blatt wieder, und kurz dachte ich darüber nach, Dorothy und William zu suchen, doch ich tat nichts. Zu dem Zeitpunkt gefiel es mir, keine Eltern zu haben. Doch später, kurz vor meinem 60. Geburtstag, habe ich sie dann gefunden, doch zu dem Zeitpunkt brauchte ich keine

Eltern mehr, und so war es kein Problem, mich ihnen zu nähern. Zuerst traf ich William. Ich war achtundfünfzig, er achtzig, und er war der Patriarch einer großen, glücklichen Familie. Ich lernte sie alle kennen, meinen Vater, meine zwei Halbbrüder, meine Halbschwester und meine Nichten und Neffen. Das war in Victoria in British Columbia, und ich war schockiert, wie ähnlich wir uns waren. Ich sah genauso aus wie sie, schnaubte wie sie, wenn ich lachte, und ich fühlte mich bei ihnen sofort wohl. Ich erinnere mich daran, wie ich auf Williams Terrasse gestanden habe, von der man einen hervorragenden Blick auf die San Juan Straits hatte, und in sein Wohnzimmer geschaut habe. Es war spät am Nachmittag. Das Licht war schon an, und so konnte ich sie sehen, sie mich aber nicht, und ich starrte sie einfach nur an, während sie mit meiner Frau sprachen und lachten. Das war meine Familie, und vor meinem geistigen Auge sah ich, wie Marjorie sich im Grab umdrehte, weil ich entkommen war. Das Gleiche wiederholte sich später noch einmal, als ich Dorothy und einen meiner vier Halbbrüder in England traf. Das war mein Stamm. Sie waren wie ich.

Joseph war ein guter Mann, ein sehr guter. Er wollte das Himmelreich für uns. Er war ehrlich, fleißig, ernst, und er hat sich geirrt. Er hat mich einmal mit nach Rayleigh genommen, einer Stadt nicht weit von unserem Heimatort, und auf der High Street stand ein kleines Denkmal für die protestantischen Märtyrer, die hier von Queen Mary verbrannt worden waren. »Eines Tages, Sohn«, sagte mein Vater in feierlichem Ernst, »werde auch ich hier verbrannt werden.« Ich war damals sieben oder acht Jahre alt, und ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte. »Der Papst und die Kommunisten werden mich umbringen«, behauptete mein Vater und fuhr fort, mir zu erklären, dass die Bibel diese unheilige Allianz vorausgesagt habe. Dort stehe, dass die Legionen Roms sich mit der Roten Horde

vereinen würden, um den wahren Glauben aus England zu vertreiben.

Er glaubte das wirklich, genauso wie er glaubte, dass Gott Fossilien in der Erde versteckt habe, um unseren Glauben auf die Probe zu stellen. Mein Vater war ein unglücklicher Mann. Als ich zehn Jahre alt war, stand ich mal vor seinem Arbeitszimmer. Es war spät am Nachmittag, das Licht brannte, und ich konnte ihn sehen, er mich aber nicht, und ich habe ihn beobachtet, wie er gebetet hat. Es war eine Qual. Er hat sich gewunden, die Arme gen Himmel gestreckt, sich immer wieder auf die Brust geschlagen und geweint, während er seinen Herrn angefleht hat. Jahre später erkannte ich ihn in den Zeilen von John Donne wieder: »Schlage mein Herz, dreifaltiger Gott … Bring mich zu Fall, und breche, verbrenne und zerreiße mich mit deiner Macht, um mich neu zu erschaffen.«

Ja, mein Vater hat sich gequält, dabei hatte er alles richtig gemacht. Er war beruflich erfolgreich, hatte Jesus seine Seele gegeben, hatte fünf weitere Seelen vor der Sünde bewahrt, und trotzdem war er unglücklich und wütend. Aber unter dieser grimmigen, pflichtbewussten Fassade war er auch großmütig und durchaus zur Freude fähig. Doch er war als Peculiar geboren und aufgewachsen, und ihr Puritanismus war Teil seiner Natur.

Meine Natur hingegen entstammte Dorothy und William. Ihre auf unrealistische Hoffnungen begründete Romanze war von Anfang an zum Scheitern verurteilt, doch beide sind sie locker, humorvoll und tolerant. Sie glauben, dass Lachen das Salz des Lebens ist. Aber ich denke, beide wollen das Leben nicht wirklich ergründen. Sie haben nicht viel mit Philosophie am Hut, und ich weiß, dass sie beide nicht religiös sind. Vielleicht übertrage ich ja einfach nur meine eigene Natur auf sie, aber ich bin sicher, dass wir unserer Natur nicht entkommen können, während

Erziehung nur einen vergleichsweise geringen Einfluss auf uns hat.

Die Familie Wiggins war mit ihrer unwissenschaftlichen Art so etwas wie ein kleines Experiment in Natur gegen Erziehung. Wir fünf Kinder wurden unseren ehebrecherischen Eltern abgenommen und in ein Heim gesteckt, wo ein rigider Verhaltenskodex brutal durchgesetzt wurde. Und was war das Ergebnis davon? Gott 1, Teufel 4. Joseph, Marjorie und ihr ältester Sohn sind inzwischen tot, und wir Übriggebliebenen sind keine Familie. Wir besuchen einander nicht und schreiben uns auch nicht. Wir haben keinerlei Verbindung zueinander.

Die Adoption ist gescheitert. Eine Familie ist nicht daraus entstanden. Wir waren alle unglücklich. Ich lebe jetzt in den USA, und ein befreundetes Ehepaar hat zwei Kinder adoptiert. Eines dieser Kinder, eine Tochter, entsprang einer gescheiterten Liebesaffäre. Ihre biologische Mutter gab sie widerwillig zur Adoption frei, und gut ein Jahr später war sie wieder mit ihrem Liebhaber vereint. Die beiden heirateten, bekamen weitere Kinder, bauten sich eine neue Familie auf, und natürlich bereuten sie, dass sie ihre älteste Tochter einfach abgegeben hatten. Als Carrie, die Tochter, achtzehn Jahre alt war, hat sie ihre echten Eltern kennengelernt, die außer sich vor Freude waren. Sie hatten sie ihren Geschwistern vorgestellt, Vollgeschwistern, und versucht, sie ins Familienleben einzubinden. Carrie widersetzte sich jedoch den leidenschaftlichen Versuchen, sie zu assimilieren. Ihre Familie, hat sie einmal zu mir gesagt, seien ihre Adoptiveltern. Das seien ihre Mom und ihr Dad, nicht ihre biologischen Eltern.

Doch aus alledem lassen sich keine allgemeingültigen Schlüsse ziehen. Einige Familien funktionieren eben, andere nicht. Carries Adoption war ein Erfolg, meine nicht. Aber die Tragödie meiner Adoption war nicht meine

Tragödie, sondern die von Joseph und Marjorie. Ein Kind zu adoptieren ist ein Akt des Großmuts, und davon haben sie mir viel gegeben, doch am Ende waren sie bitter enttäuscht von mir. Aber es war auch nicht meine Aufgabe, sie glücklich zu machen, sondern zu überleben, und Überleben hieß, sie abzulehnen, ihre Art und sogar ihren Namen. Nachdem Joseph gestorben war, habe ich meinen Namen bei Gericht wieder in Cornwell ändern lassen. Das war der letzte Akt meiner Ablehnung, ein Symbol meiner Bekehrung, denn jetzt bin ich wahrlich konvertiert. Ich bin H-A-P-P-Y, aber ich bin zu Atheismus und Frivolität bekehrt. Ich erinnere mich noch an eine Kapelle der Peculiars. Sie war kahl und kalt. Der einzige Schmuck war das Bild einer Schriftrolle über der Predigtkanzel, auf der in Rot und Gold zu lesen stand: »Be Sure Your Sin Will Find You Out«, »Das dicke Ende kommt noch«. In Cape Cod habe ich auf einen Balken über meinem Schreibtisch in Rot und Gold mein Lieblingszitat von Shakespeare geschrieben: »Glaubt Ihr wahrlich, dass es keinen Kuchen und kein Ale mehr gibt, nur weil Ihr tugendhaft seid?«

Bernard Cornwell

SHARPES SCHARMÜTZEL

Richard Sharpe und die Verteidigung des Rio Tormes, August 1812

Aus dem Englischen von
Dietmar Schmidt

EINFÜHRUNG

Sharpes Scharmützel wurde 1998 verfasst, und zwar in großer Eile. Vermutlich hätte ich die Erzählung nie schreiben sollen, denn sie schuf nichts als Probleme.

Ein führender britischer Buchhändler war auf die Idee verfallen, jedem Exemplar von *Sharpes Festung* eine exklusive Sharpe-Kurzgeschichte beizulegen. Damals erschien mir dieser Einfall als gute Idee, und ich verfasste *Sharpes Scharmützel*, doch damit verärgerte ich nur alle anderen Buchhändler, die ihren Kunden keine Ausgabe der Erzählung geben konnten. Einige Filialen des Buchhändlers entschieden sich, Geld mit dem Erzählungsband zu verdienen, indem sie ihn ihren Kunden verkauften, statt ihn zu verschenken. Alles zusammen führte zu einer Menge Unmut. Nur wenige Tausend Exemplare wurden gedruckt, aber bei Weitem nicht ausreichend genug, und es ist kein Wunder, dass dieses Experiment nie wiederholt wurde. *Sharpes Scharmützel* geriet in Vergessenheit, auch wenn manchmal ein Exemplar in einem Antiquariat auftaucht und dort einen absurden Preis erzielt. Wer nicht bereit war, eine große Summe für den Originalband auszugeben, fand die Story im Internet, doch nicht jeder liest gern elektronische Bücher. Daher bringen wir die Story in einer zugänglicheren Form neu heraus.

Sie war, wie gesagt, in entsetzlicher Eile verfasst. Die schlechte Idee kam sehr spät auf, unmittelbar bevor *Sharpes Festung* an die Buchläden ausgeliefert wurde, und ich hatte nur vier Tage, um ein Thema zu finden und die Geschichte zu schreiben. Diese Eile war der Story anzumerken, und daher ist diese neue Fassung komplett umgeschrieben. Sie ist beträchtlich länger als die erste

Ausgabe, und einige unverständlichere Passagen wurden bereinigt und entwirrt. Die Bezüge zu Gawilgarh in der Erzählung verweisen auf die Ereignisse, die in *Sharpes Festung* geschildert werden. Einige Leser möchten stets erfahren, wann in Sharpes Leben welche Geschichte sich ereignet, daher sollten sie wissen, dass dieses kleine Abenteuer auf *Sharpes Degen* folgt.

Diese Ausgabe wird von der *Sharpe Appreciation Society* veröffentlicht, und der Erlös geht an die Gesellschaft und an die *Bernard and Judy Cornwell Foundation*. Die *Sharpe Appreciation Society* existiert nicht nur, um Richards Sharpes Abenteuer zu feiern, sondern auch, um mehr Aufmerksamkeit auf die Soldaten zu lenken, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Portugal, Spanien und Frankreich gekämpft haben. Wir hoffen, dass die Erlöse der Gesellschaft ermöglichen, ihren Newsletter und ihre zahlreichen Besuche von Schlachtfeldern und Museen zu finanzieren. Näheres ist auf www.southessex.co.uk zu finden. Die *Bernard and Judy Cornwell Foundation* ist eine Stiftung, die in erster Linie Stipendien an junge Menschen vergibt.

SHARPES SCHARMÜTZEL

»Willkommen in San Miguel, Captain«, sagte Major Lucius Tubbs zu dem Offizier an seiner Seite, »wo Gott in seinem Himmel weilt und auf der Welt alles gut ist.«

»Das walte Gott«, sagte Sergeant Patrick Harper hinter den beiden Offizieren, ohne von ihnen beachtet zu werden. Major Tubbs war ein fülliger Mann mit einem fröhlichen, hängebackigen Gesicht. Er stand an der Brustwehr der kleinen Festung von San Miguel und trommelte mit den Fingern zu einer Musik, die er allein hörte, auf die Zinne. Der Mann neben ihm, der ihn überragte, war schlank und vernarbt. Er trug die grüne Uniformjacke eines Rifleman, der so oft mit einfachem braunen Stoff geflickt war, dass er von Ferne aussah wie der Kittel eines Landarbeiters. Unter der geflickten Jacke trug der Rifleman eine lederbesetzte Überhose, die einmal einem Colonel der Kaiserlichen Garde Napoleons gehört hatte, während an seiner Seite ein Säbel mit schwerer gerader Klinge hing, dem besagter Oberst zum Opfer gefallen war.

»Hier stört uns niemand, Sharpe«, fuhr Tubbs fröhlich fort.

»Freut mich zu hören, Sir«, sagte Sharpe.

»Die Franzosen sind fort!« Der Major wedelte mit der Hand in einer Art, die andeutete, die Franzosen wären einfach verdunstet. »Das bedeutet, dass wir in diesen elysischen Gefilden ungestört unserem Werk nachgehen können.«

Sharpe hatte nicht die leiseste Ahnung, was Tubbs mit elysischen Gefilden meinte, und verspürte nicht die geringste Absicht, danach zu fragen, doch vor ihnen lag eine angenehme Landschaft, denn der Fluss war sanft,

friedvoll und in spanisches Sonnenlicht getaucht. »Es gibt nur Sie und mich«, fuhr Tubbs begeistert fort, »unsere prächtigen Männer und genug Wein im Vorratslager, um eine Fregatte zu Wasser zu lassen.« Er richtete sein strahlendes Lächeln auf Sharpe. »Und ausgezeichneter Wein noch dazu! In Flaschen, nicht in Schläuchen.«

»Auch das walte Gott«, sagte Sergeant Harper.

Sharpe wandte sich zu ihm um. »Sergeant? Nehmen Sie drei verlässliche Männer und zerschlagen Sie jede einzelne Flasche.«

»Sharpe!«, protestierte Tubbs und starrte den Schützenoffizier an, als traue er seinen Ohren nicht. »Die Flaschen zerschlagen?«

Sharpe sah Tubbs von oben herab in die Augen. »Die Crapauds sind vielleicht fort, Sir«, sagte er, »aber der Krieg ist noch nicht gewonnen. Und wenn ein Trupp Missjöhs da entlangkommt …«, er wies nach Süden auf die Straße, die von der Brücke wegführte, die von der kleinen Festung geschützt wurde, »… dann sollten Sie und ich lieber nicht auf einen Haufen sturzbesoffener Kerle angewiesen sein, die sich so vollgeschüttet haben, dass sie keine Muskete laden können, ganz zu schweigen davon, eine abzufeuern.«

Tubbs blickte nach Süden, sah nichts als noch nicht abgeerntete Äcker, Olivenhaine, gut gepflegte Weingärten, weiße Bauernhäuser und leuchtend rote Mohnblumen. »Aber da sind keine Franzosen!«, wandte der Major ein.

»Kein einziger, Sir«, stärkte Harper wacker dem Major den Rücken.

»Es gibt immer verdammte Froschfresser«, beharrte Sharpe. »Erst wenn wir die ganze Welt von dem letzten verdammten Froschfresser befreit haben, können Sie behaupten, dass da keine Froschfresser sind.«

»Aber die Flaschen zu zerschlagen, Sharpe!«, rief Tubbs missbilligend. »Das ist guter Wein, sage ich Ihnen! Er ist in Flaschen, nicht in Schläuchen.« Er sah, dass er damit keinen Eindruck auf den groß gewachsenen Rifleman machte. »Und zweifellos«, fuhr er fort, indem er auf sein bestes Argument zurückgriff, »handelt es sich bei dem Wein um Privatbesitz. Haben Sie das bedacht? Wir können uns nicht der Vernichtung von Privatbesitz schuldig machen, Sharpe! Es gibt Gesetze!« Der Major wartete auf Sharpes Erwiderung, sah, dass nichts kam, und versuchte es auf anderem Wege. »Wieso halten wir den Wein nicht unter Schloss und Riegel, hm? Zwei gute Vorhängeschlösser? Ein verlässlicher Wachtposten?«

Sharpe schüttelte den Kopf. »Unter meinen Männern ist kein Einziger, Sir, und ich wage zu behaupten, dass es bei Ihren Männern genauso ist, der ein doppeltes Vorhängeschloss nicht binnen einer halben Minute überwunden hätte. Und ich zweifle sehr, dass Sie einen Wachtposten finden werden, der sich nicht mit einem Schluck guten Flaschenwein bestechen lässt.« Er stand da und blickte auf die Straße hinter der Brücke, doch solange Sharpe nichts weiter sagte, blieb Harper starrsinnig stehen, wo er stand, und Major Tubbs zermarterte sich den Kopf nach einem neuen Argument zur Rettung der Weinvorräte, als Sharpe plötzlich die Stirn runzelte, als wäre ihm ein neuer Gedanke gekommen. »Was für ein Vorratslager ist das eigentlich, Sir?«, fragte er und wandte sich Tubbs wieder zu.

»Im Grunde ein Keller«, antwortete der Major eifrig in der Hoffnung, die Frage deute darauf hin, dass Sharpe in seinem Entschluss wankend geworden wäre. »Der Boden liegt unter Grund, die Decke ist gut acht Fuß hoch, aber alles ist aus Stein errichtet. Gut gebaut, muss man sagen, mit einer Gewölbedecke, sehr stabil.«

»Steinboden, Sir?«

»O ja, gewiss! Gewiss. Das ist der einzige Raum der alten Burg, der noch übrig ist, wissen Sie? Die neueren Gebäude sind allesamt aus Holz.«

Sharpe wandte sich Harper zu. »Sergeant, holen Sie die Flaschen aus dem Keller und zerschlagen Sie sie auf der Brücke.« Wenn das Vorratslager unterirdisch war und einen Steinboden hatte, wollte Sharpe ihn nicht mit Wein fluten, denn er wusste, dass seine Männer ihn dann auf Händen und Knien aufschlürfen würden. Stattdessen ließ er die Flaschen dort zerstören, wo er sehen konnte, wie der Wein in den Fluss rann. »Machen Sie schon!«, herrschte er einen offensichtlich zögerlichen Sergeant Harper an.

Major Tubbs seufzte, wagte es aber nicht, den Befehl zu widerrufen. Er war ein Versorgungsoffizier, der für den *Storekeeper of the Ordnance* arbeitete, einen hohen Offizier im Ausrüstungsamt der Britischen Armee. Obwohl er eine Uniform mit blauem Rock trug, die großzügig mit Silberlitzen verziert war, und obwohl er anstandshalber den Majorrang erhalten hatte, war er in Wahrheit ein Zivilist. Seine Aufgabe bestand darin, das Heer mit Musketen, Pulver und Blei zu versorgen. Lucius Tubbs war nie im Gefecht gewesen, während der dunkelhaarige, narbenübersäte Mann neben ihm allzu viele Schlachten überstanden hatte. Captain Richard Sharpe war einmal Private Richard Sharpe gewesen und hatte den Sprung aus dem Mannschaftsstand ins Offizierskasino geschafft, weil er gut war im Krieg, Furcht erregend gut. Tubbs hätte es nie eingestanden, doch er fürchtete sich vor Captain Sharpe mehr als vor den Franzosen.

»Sergeant?«, rief Tubbs Harper hinterher, der die Treppe von der hohen Mauer hinunterstieg. »Vielleicht können wir ein paar Flaschen aufheben? Für medizinische Zwecke?« Tubbs brachte den Vorschlag mit einem nervösen Blick auf

Sharpe hervor. »Gestattet uns die Heilige Schrift nicht ›ein wenig Wein um des Magens willen‹?«

»Zwei Dutzend Flaschen in mein Zimmer, Sergeant«, sagte Sharpe, »für meinen Magen, das ist alles.«

»Zwei Dutzend, wie Sie wollen, Sir«, sagte Harper und ging weiter die Treppe hinunter.

»Nur zwei Dutzend?«, fragte Tubbs flehentlich.

»Wenn es um Flaschen mit geistigen Getränken geht, Major«, sagte Sharpe, »verlernt Sergeant Harper das Zählen. In meinem Zimmer werde ich sechs Dutzend Flaschen finden, und genauso viele werden irgendwo versteckt sein, aber wenn ich nicht offen den Rest zerschlagen lasse, werden die Jungs denken, sie wären in einer Taverne.« Er sah Zweifel im Gesicht des Majors. »Um Gottes willen, Sir, die Hälfte dieser Bastarde hat des Königs Shilling doch nur genommen, weil ihnen ein Pint Rum pro Tag versprochen wurde. Für Ruhm kämpfen die nicht, Sir, sondern damit sie Schnaps bekommen. Wollen Sie wirklich, dass unsere Männer vor lauter Wein nicht geradeaus gucken können? Das können wir uns nicht leisten, Sir, wir haben Arbeit vor uns.«

Oder genauer, auf Major Tubbs wartete Arbeit. Um sie zu erledigen, hatte er drei spanische Arbeiter und einen Schotten, Mister MacKeon, der ein *Foreman of the Ordnance* war, was bedeutete, dass MacKeon sämtliche Arbeit tun und Tubbs die Lorbeeren dafür einheimsen würde, denn das war nun einmal der Lauf der Welt. Nicht dass mit MacKeons Bemühungen sonderlich viel Ruhm errungen werden konnte, doch sie würden ihren kleinen Beitrag zum Sieg über die Franzosen leisten, die vor einem Monat bei Salamanca eine schwere Niederlage erlitten hatten. Arthur Wellesley, jetzt Viscount Wellington of Talavera, hatte die Franzosen hereingelegt, verwirrt, aus dem Gleichgewicht gebracht und halb aufgerieben. Daher hatten sie sich zurückgezogen. Mit eingeklemmtem

Schwanz waren sie nach Norden marschiert, und die französische Garnison der kleinen Festung an der Brücke von San Miguel war mit ihnen geflohen, doch sie hatten im Vorratslager der Festung beinahe fünftausend Musketen zurückgelassen.

Der Pfarrer von San Miguel de Tormes hatte die Musketen entdeckt, nachdem die Franzosen abgezogen waren. Die Waffen waren für Maréchal Soults Armee des Südens bestimmt, doch das Kavallerieregiment, das den Transport über die Sierra de Gredos eskortieren sollte, war nie aufgetaucht. Wie es bei Armeen üblich ist, gerieten die Waffen in Vergessenheit, und der Garnisonskommandant hatte sie in das Vorratslager schaffen lassen, wo der Priester sie entdeckt hatte. Der Geistliche hatte auch den Wein entdeckt, der bei den Musketen lagerte, und als ehrlicher Mann hatte er den Lagerraum mit einem Vorhängeschloss versperrt und die Briten benachrichtigt. Nun war Major Tubbs eingetroffen, um die Musketen in Besitz zu nehmen. Der Major hatte die Aufgabe zu prüfen, ob die Musketen verwendbar waren, und danach sollten sie gereinigt, geölt und an die Guerilleros übergeben werden, die die französischen Besatzungstruppen in Spanien piesackten, in Hinterhalte lockten und in Furcht und Schrecken versetzten. Sharpe und seine Leichte Kompanie des South Essex hatten die Aufgabe, Tubbs' Leute zu beschützen, während sie ihre Arbeit erledigten.

Aber wovor sollten sie Tubbs' Männer beschützen? Sharpe bezweifelte, ob sich innerhalb von hundert Meilen um diese Brücke über den Rio Tormes ein einziger Franzmann befand. Marmont, bei Salamanca geschlagen, zog sich nach Norden zurück, während Maréchal Soult von General Hill südlich des Guadiana gehalten wurde. In Wahrheit, dachte Sharpe, konnten die beiden Offiziere und dreiundfünfzig Unteroffiziere und Mannschaften seiner

Leichten Kompanie guten Flaschenwein trinken, bis MacKeon seine Arbeit abschloss, ohne dass es für den Krieg einen Unterschied bedeutete, doch Sharpe war nicht am Leben geblieben, indem er voraussetzte, in Sicherheit zu sein. Mochte es sein, dass die Franzmänner bei Salamanca besiegt wurden, dass sie wie die Hasen gelaufen und nun weit weg waren, aber geschlagen waren sie noch nicht.

Er eilte die Treppe hinunter, überquerte den Hof und verließ die Festung durch das Tor zur Brücke, wo Patrick Harper und drei Riflemen gerade melancholisch damit begonnen hatten, die Weinflaschen zu zerschmettern. Die Leichte Kompanie, die auf der Brücke Rast machte, protestierte wütend gegen die Zerstörung, und obwohl die lauten Stimmen bei Sharpes Erscheinen verstummten, ließen die Männer ihn dennoch wissen, was sie empfanden, indem sie die Kolben ihrer Gewehre und Musketen auf das Straßenpflaster schlugen. Die meisten Männer trugen die roten Uniformröcke mit dem gelben Besatz des South Essex Regiments, doch zwanzig hatten grüne Jacken an, und das waren Riflemen, die Überlebenden von Sharpes alter Kompanie, die dem South Essex zugeteilt worden war, dem nun einzigen Linienregiment, das sowohl über Glattrohrmusketen als auch Gewehre mit gezogenem Lauf verfügte, Rotröcke und Grünjacken. Die Musketen und Gewehre wurden in dem uralten Ausdruck der Missbilligung auf den Boden geschlagen, doch auch dieses Geräusch verstummte, als Sharpe mit langen Schritten zur Brückenmitte ging. Er blickte nach Süden und drehte sich um. »Lieutenant Price!«, rief er.

»Sir?« Der schlaksige Price hatte im Schatten einer Kapelle gerastet, die am nördlichen Ende der Brücke neben der Straße stand, und fuhr jetzt hoch, als wäre er geweckt worden.

»Ich habe ein paar merkwürdige Uniformen zwischen den Reben gesehen.« Sharpe deutete nach Süden über den Fluss und die lange weiße Straße entlang, die zur Sierra de Gredos führte. »Im Weingarten neben dem Gehöft, wo die Windmühle steht, sehen Sie?«

Price eilte herbei, stellte sich neben Sharpe auf die Brückenmitte und spähte von dort südwärts. »Der Weingarten dorthinten, Sir?«, fragte er ungläubig.

»Der Weingarten dort ganz hinten«, bestätigte Sharpe. »Sergeant Harper und seine drei Mann bleiben hier, aber Sie gehen mit dem Rest der Kompanie in den Weingarten und suchen nach den Mistkerlen. Nach einem Dutzend sah es aus.«

Price runzelte die Stirn. »Aber, Sir, wenn sie uns kommen sehen, dann fliehen sie.« Er lächelte gewinnend. »Ein Dutzend Männer kann uns nicht bedrohen, Sir. Und vermutlich sind es sowieso Guerilleros, Sir, und damit auf unserer Seite.«

»Sie glauben, sie werden fliehen?«, fragte Sharpe. »Ich würde nicht vor Ihnen fliehen, Harry, also wieso sollten sie das tun?« Er hob die Stimme. »Auf die Beine, ihr alle! Ihr habt was zu erledigen!« In die Kompanie, so staubbedeckt, schweißgetränkt und erschöpft sie war, kam Bewegung. Von Wellingtons vorrückender Armee für diesen Auftrag abgestellt, waren die Männer zwei lange Tage auf der Straße unterwegs gewesen, und jetzt wollten sie nichts anderes als trinken, schlafen und weitertrinken. »Sergeant Huckfield!«, rief Sharpe. »Lassen Sie die Kompanie antreten! Schnell jetzt! Die Burschen dürfen nicht entkommen.«

Lieutenant Price stand auf der Brückenbrüstung und starrte auf den Weingarten, der wenigstens zwei Meilen durch eine trockene Landschaft entfernt lag, auf der die Sommerhitze flimmerte. »Ich sehe dort niemanden, Sir«,

sagte er hilfsbereit. »Vielleicht waren sie vor ein paar Minuten noch da, aber jetzt sind sie fort.«

»Gehen Sie!«, rief Sharpe. »Lassen Sie die Bastarde nicht entkommen! Schnell! Im Laufschritt!« Er sah zu, wie die Kompanie aufbrach, und wandte sich Harper zu. »Können Sie die verdammten Flaschen nicht etwas schneller zerschmeißen, Sergeant?« Harper und seine drei Männer trugen die Flaschen aus dem Vorratslager herbei, stapelten sie neben dem Schrein, einem kleinen Steingebäude von zehn Fuß im Geviert mit einer bröckelnden Gipsmadonna, und dann erst trugen sie sie eine nach der anderen zur Brüstung der Brücke, wo Harper sie widerstrebend zerschlug. »Ein einarmiger Krüppel bekäme sie schneller kaputt als Sie«, fauchte Sharpe ihn an.

»Das könnte er vielleicht, Sir«, erwiderte der große Ire, »aber Sie wollen doch bestimmt nicht, dass wir schludrig sind, oder, Captain? Müssen gründliche Arbeit leisten. Müssen sicherstellen, dass jede einzige Flasche richtig zerhauen wird.« Er klopfte mit einer Flasche auf die Brüstung. »Und Sie wollen ja auch keine Glasscherben auf der Straße, nicht wahr, Sir?«

»Machen Sie einfach weiter«, fuhr Sharpe ihn an, dann stieg er wieder auf den Wehrgang der Festung, wo Tubbs den Marsch der Leichten Kompanie nach Süden beobachtete.

»Habe ich recht gehört? Sie hätten Uniformen gesehen, Sharpe?«, fragte Tubbs besorgt. Durch ein kleines Fernrohr spähte er über den Fluss nach Süden. »Haben Sie gesagt, im Süden stehe der Feind? Gewiss nicht. Gewiss nicht hier!«

»Ich habe auch nichts gesehen, Major«, sagte Sharpe. »Aber wenn sie genug Kraft haben, um zu protestieren, dann haben sie auch die Kraft für einen Marsch. Wir wollen ja nicht, dass sie abschlaffen, oder?«

»O nein«, sagte Tubbs matt, »nein, das wollen wir nicht.« Er wandte sich dem kleinen Dorf San Miguel de Tormes zu, das unweit der Festung am Nordufer des Flusses lag. Das Dorf war nichts Besonderes: zwei Dutzend Häuser, eine kleine Kirche, eine Olivenpresse und die unvermeidliche Taverne – eines von hundert solcher Dörfer auf der weiten Ebene, die sich nördlich und südlich des Flusses erstreckte. Hitze flimmerte auf den Olivenbäumen und Weinreben. Am anderen Flussufer marschierten Lieutenant Prices Männer langsam, und ihre Stiefel warfen dabei eine weiße Staubwolke auf. Ein ähnlicher weißer Streifen zeigte sich in der heißen Luft über einem Wäldchen, das sich im Norden an der Straße nach Salamanca befand. Major Tubbs sah es zuerst und berührte Sharpe zögernd am Ellbogen. Er wies auf die weiße Wolke, die von der Straße wegzog. »Ist das Rauch, Sharpe?«, fragte der Major.

»Staub, Sir«, sagte Sharpe.

»Staub?«

»Von Stiefeln aufgewirbelt, Sir, oder von Hufen.«

»Meine Güte!« Tubbs sah besorgt drein und richtete sein Fernrohr auf das Wäldchen.

»Das werden keine Franzmänner sein, Sir«, beruhigte Sharpe den Major. »Nicht aus der Richtung von Salamanca.«

»Besonders freundlich sehen sie nicht aus«, sagte Tubbs besorgt, »wer immer sie auch sein mögen.« Er starrte auf eine Gruppe von Reitern, die gerade aus dem Korkeichenwäldchen hervorgekommen waren. Es waren ungefähr zwanzig Männer, die meisten mit breitkrempigen Hüten, alle bis an die Zähne bewaffnet. Sie trugen Musketen umgehängt oder in Gewehrschuhen an den Sätteln, Säbel und Degen hingen neben den Steigbügeln herunter, und in ihren Gürteln steckten Pistolen. Niemand war in Uniform, allerdings hatten einige von ihnen ein paar

alte französische Monturstücke. Tubbs schauderte es. Der Major betrachtete sich nicht als unerfahrenen Mann, sondern hielt sich im Gegenteil zugute, mehr von der Welt gesehen zu haben als die meisten, doch solch eine mordlüsterne Bande barbarischer Halunken war ihm nur selten zu Gesicht gekommen. Ein Reiter hatte eine große Axt an den Sattel gebunden, ein anderer hielt eine zusammengerollte lange schwarze Peitsche, und alle ritten sie in selbstsicherer Haltung, die Herren ihrer Welt, stolz und gefährlich. Als sie näher kamen, konnte Tubbs erkennen, wie vernarbt ihre schnurrbärtigen Gesichter waren, wie sonnengebräunt und ernst. »Guerilleros?«, fragte er Sharpe.

»Gut möglich, Major.«

Tubbs seufzte. »Ich weiß, sie stehen angeblich auf unserer Seite, Sharpe, aber tief in meinem Herzen traue ich ihnen einfach nicht. Sie sind nicht viel besser als Banditen.«

»Das ist sehr wahr, Sir.«

»Das sind Halsabschneider!«, fuhr Tubbs fort, von Sharpes Zustimmung ermutigt. »Schurken und Verbrecher! Haben Sie gewusst, Sharpe, dass sie nicht davor zurückschrecken, einem britischen Versprengten die Kehle durchzuschneiden, um seine Ausrüstung an sich zu bringen?«

»Das habe ich gehört, Sir.«

»Und wir geben ihnen auch noch Waffen«, stellte der Major traurig fest. »Wir ermutigen sie.« Plötzlich senkte er das Fernrohr, als ihm ein Gedanke kam, ein so entsetzlicher Gedanke, dass er Sharpe bestürzt ansah. »Sie glauben doch nicht etwa«, sagte er besorgt, »dass der Wein diesen Halunken gehört, oder, Sharpe?«

»Das bezweifle ich, Sir«, sagte Sharpe. Bei dem Wein handelte es sich fast mit Sicherheit um französische Beute

aus den Weingärten, die die Burg und das Dorf San Miguel umgaben, und der ursprüngliche Eigentümer war höchstwahrscheinlich ums Leben gekommen, als die Franzmänner seinen Besitz plünderten.

»Mein Gott, Mann!«, rief Tubbs. »Wenn der Wein aber doch diesen Tunichtguten gehört, dann werden sie wütend sein! Wütend! Rufen Sie Ihre Männer zurück!« Tubbs drehte sich um und blickte der sich entfernenden Leichten Kompanie hinterher, dann schwenkte er wieder auf die Reiter zurück. »Angenommen, sie wollen für den Wein entschädigt werden, Sharpe? Was machen wir dann?«

»Dann sagen wir ihnen, sie sollen sich verpissen, Sir.«

»Wir sagen ihnen – ach du lieber Gott!« Tubbs war beunruhigt, denn ein Reiter hatte sich von der Gruppe gelöst und galoppierte nun auf die alte Burg zu. Tubbs hob das Glas, starrte einige Herzschläge hin und schaute erstaunt drein. »Gütiger Himmel!«

»Was ist denn, Sir?«, fragte Sharpe gelassen.

»Das ist eine Frau, Sharpe, eine Frau!« Der Major klang vor Überraschung ganz undeutlich. »Das ist eine Frau, in der Tat, und sie ist bewaffnet!« Tubbs blickte auf eine junge, gut aussehende Frau mit schmalem Gesicht, die mit einer Muskete auf dem Rücken und einem Degen an der Seite auf die kleine Festung zuritt. Als sie näher kam, lüftete sie ihren Hut und entließ fließendes schwarzes Haar in die Freiheit. »Eine Frau!«, rief Tubbs wieder aus.

Sharpe hatte sein eigenes Fernrohr auf sie gerichtet. »Sie ist recht schön, Sir.«

»Das sind die Schlimmsten, Sharpe, die Allerschlimmsten! Glauben Sie mir! Isebel, Delila, Salome, alle waren sie sehr schön und überaus blutrünstig!«

»Die ist blutrünstig, Sir.« Sharpe senkte das Fernrohr. »Sie wird La Aguja genannt. Das heißt ›die Nadel‹, und sie trägt den Namen nicht, weil sie so gut mit Faden und Tuch

umgehen kann, Sir, sondern weil sie es vorzieht, mit einem Stilett zu töten.«

»Sie zieht es vor, mit einem …« Major Tubbs schien zu glauben, er hätte sich verhört. »Sie kennen sie also, Sharpe?«

»Ich bin mit ihr verheiratet, Major«, sagte Sharpe und stieg die Treppe hinunter, um Teresa zu empfangen.

Dabei überlegte er, dass er vielleicht, was immer das waren, doch die elysischen Gefilde erreicht hatte.

*

Major Pierre Ducos stand im gleichen Rang wie Lucius Tubbs und war wie der Brite kein richtiger Major, doch er war auch kein richtiger Zivilist, obwohl er Zivilkleidung trug. Hätte man ihn gezwungen, sich zu erklären, so hätte er vermutlich mit falscher Bescheidenheit behauptet, ein einfacher *fonctionnaire* zu sein, ein demütiger Diener des Kaisers, doch nur wenige Beamte verfügten über einen Verstand von einer solchen subtilen Schärfe wie Ducos, und keiner übte so großen Einfluss auf den Kaiser aus wie er. »Was er ist«, hatte Maréchal Soult seine Offiziere gewarnt, damit sie Ducos nicht unterschätzten, »er ist *un serpent.*« Eine Schlange, und eine giftige noch dazu, so harmlos er auf den ersten Blick auch erscheinen mochte. Er war ein kleiner Mann, schmal und kahl werdend, der eine dicke Brille trug und für einen Schreiber gehalten werden konnte, oder vielleicht auch für einen Gelehrten, nur dass seine nüchterne Kleidung zu gut geschnitten und zu teuer für einen Mann war, der sein Geld mit Büchern und Federn verdiente, und dann waren da seine Augen. Sie mochten kurzsichtig sein, aber sie waren auch so kalt und grün wie das Nordmeer und verrieten, dass Eigenschaften wie Mitleid und Erbarmen Major Pierre Ducos absolut fremd

waren. Beim Mitleid, so fand Ducos, handelte es sich um ein Gefühl, das allein Frauen gut anstand, während Erbarmen das Vorrecht Gottes war, und der Kaiser verdiente strengere Tugenden als die Gottes und der Frauen. Der Kaiser brauchte Tüchtigkeit, Hingabe und Klugheit, und Ducos brachte alle drei mit, deshalb hatte er das Ohr des Kaisers. Er mochte nur ein Major sein, doch Maréchals de France machten sich Gedanken über Ducos' Meinung, denn diese Meinung konnte Napoleon direkt unterbreitet werden.

Und Napoleon hatte Ducos nach Spanien entsandt, weil die Marschälle versagten. Sie wurden geschlagen! Sie verloren Adler! Die Armeen Frankreichs standen einem fanatischen Rudel spanischer Bauern und einer jämmerlichen kleinen britischen Armee gegenüber, aber sie wurden in die Flucht geschlagen. Ducos' sollte diese Niederlagen analysieren und dem Kaiser Vorschläge unterbreiten, was getan werden könnte, und jeder französische Marschall und General wusste, dass Ducos' Meinung der Schlüssel zur Gunst des Kaisers war, weshalb Generale und Marschälle dem kleinen, kalten, bebrillten Mann im Majorsrang sehr bereitwillig zuhörten.

Und jetzt, gleich nach Ducos' Ankunft, war Marmonts Armee zerschlagen worden! Nach ihrer Demütigung bei Salamanca floh seine sogenannte Armee von Portugal durch Spanien, so schnell sie konnte, und sogar Madrid war aufgegeben worden. Nur Maréchal Soult, der Kommandeur der Armee des Südens, errang Siege, doch was nutzten Siege über zerlumpte spanische Armeen, wenn der richtige Krieg in Kastilien ausgetragen wurde?

Daher war Ducos nach Süden geritten, von sechshundert Reitern vor den Guerilleros geschützt, und hatte Soult eine Gelegenheit vorgestellt, die der Maréchal allerdings zunächst unwillig war zu ergreifen. »Ich kann keine Männer entbehren, *monsieur*«, hatte er respektvoll zu

Ducos gesagt, immer eingedenk, dass diese Schlange ins Ohr des Kaisers zischte. »Wohin Sie auch blicken, sehen Sie Guerilleros! Und Teniente General Ballesteros’ Armee ist intakt.«

Ballesteros’ spanische Armee war intakt, dachte Ducos, weil Soult sie nicht vernichtet hatte. Er hatte sie nur besiegt und in den Schutz der schweren Geschütze der britischen Garnison von Gibraltar zurückgedrängt. Ballesteros zu besiegen reichte nicht aus. Der Feind musste aufgerieben werden! Den französischen Kommandeuren in Spanien fehlte es an Wagemut, hatte Ducos entschieden. Sie fürchteten, Schlachten zu verlieren, und gingen daher nicht die Risiken ein, die ihnen vielleicht gestattet hätten, einen überragenden Sieg zu erringen.

»Ballesteros zählt nicht«, erklärte Ducos geduldig. »Er ist nur ein Bauer auf dem Schachbrett. Die Guerilleros zählen auch nicht. Sie sind nur Banditen. Allein Wellingtons Armee zählt.«

»Und ein Teil seiner Armee sitzt in meiner Nordflanke«, entgegnete Soult. »Ich habe mit General Hill im Norden zu tun, mit Ballesteros im Süden, und Sie wollen, dass ich Männer entsende, damit sie Marmont helfen?«

»Nein«, erwiderte Ducos, »ich möchte, dass Sie Männer entsenden, damit sie dem Kaiser helfen. Damit sie Frankreich helfen.«

Soult blickte auf die Karte. Die Erwähnung Napoleons hatte seine Proteste zum Verstummen gebracht, und in Wahrheit war die Idee, die Major Ducos vorgetragen hatte, nicht ohne Reiz. Waghalsig war sie auch, sehr waghalsig. Für sich genommen würde sie Wellington nicht schlagen, aber mit Sicherheit aus dem Gleichgewicht bringen und ihn an die portugiesische Grenze zurückdrängen. Dieser Rückzug würde Madrid retten, Marmont die Zeit schenken, seine Armee neu zu formieren, und Wellingtons

Ansehen schädigen. Vor allem aber wäre sie ein weiteres glorreiches Kapitel auf Maréchal Soults langer Liste seiner Verdienste.

Nehmen Sie ein paar Tausend Mann, hatte Ducos vorgeschlagen, und lassen Sie sie nach Osten marschieren, bis sie das Quellgebiet des Guadiana durchqueren können. Dort mussten sie nach Norden vorstoßen, durch Madridejos nach Toledo, wo die Brücke über den Tajo noch in französischer Hand war. Die Briten würden an dem Manöver nichts seltsam finden, sondern annehmen, dass Soult sich wie die übrigen französischen Armeen nach Norden zurückzog. Doch von Toledo, drängte Ducos, sollte die Streitmacht sich nach Nordwesten gegen die Straßen wenden, die Wellingtons Nachschubkolonnen benutzten. Um diese verwundbaren Straßen zu erreichen, mussten sie die kahlen Berge der Sierra de Gredos überwinden, dann den tiefen, reißenden Rio Tormes durchqueren. Das war die Schwierigkeit: die Überquerung des Flusses. Ducos hatte jedoch eine wenig benutzte Brücke gefunden, die von einer mittelalterlichen Burg namens San Miguel verteidigt wurde. San Miguel wäre mit einer Kompanie Spanier besetzt, versicherte Ducos dem Marschall, allenfalls zwei Kompanien, und sobald die Brücke hinter ihnen lag, wären die französischen Truppen in dem flachen Gelände, auf dem der britische Nachschub von Portugal herangeführt wurde. »Die Briten wähnen sich in Sicherheit«, beschwor Ducos Soult. »Sie glauben, im Umkreis von hundert Meilen um diese Straßen gäbe es keinen einzigen Franzosen! Sie schlafen.«

Und falls Soults ausgewählte Streitmacht von der Sierra de Gredos herunterkam wie ein Rudel Wölfe, konnten sie eine Woche lang, keinesfalls länger, zerstören, töten und Beute machen, ehe sie gezwungen waren, wieder abzuziehen. Andernfalls schlösse ein Ring zurückweichender britischer Truppen sie ein, aber dieses

einwöchige Vernichtungswerk konnte die Franzosen in Spanien retten, indem es Wellington davon abhielt, den geschlagenen Marmont weiter zu verfolgen. Und solch eine Leistung, sagte sich Soult erneut, würde den Kaiser mit großer Dankbarkeit gegenüber Nicolas Jean-de-Dieu Soult, Herzog von Dalmatien, erfüllen.

Also stimmte Soult dem Plan zu.

Er suchte sechstausend Mann aus, ein Drittel davon Kavallerie, und unterstellte sie dem Befehl seines besten Reitergenerals, Jean Herault.

Der jetzt seine Männer durch Toledo nach Norden führte, Ducos an seiner Seite. Sie ritten schnell, vor sich einen Feind, der schlief, eine kleine, zur Festung umgebaute alte Burg als einziges Hindernis, und Ruhm in Reichweite.

Major Tubbs bestand darauf, dass ein kleiner Raum der Festung, die in ihren drei Stockwerken nur vier nutzbare Zimmer aufwies, zum Offizierskasino wurde, und dort aßen Sharpe, Teresa, Major Tubbs, Lieutenant Price und Ensign Hickey. Sharpe hatte, vielleicht aus dem Wunsch heraus, Lucius Tubbs zu irritieren, darauf bestanden, den Vorarbeiter des Majors, Mister MacKeon, ebenfalls dazuzubitten, und daher saß der Schotte, ein großer Mann mit finsterem Gesicht, riesigen Händen, breiter Stirn und mürrischen Augen, unbehaglich an dem behelfsmäßigen Tisch aus einer alten Tür auf zwei leeren Weinfässern, der viel zu klein war für sechs Personen.

Ensign Hickey konnte nicht die Augen von Teresa nehmen. Er versuchte es ein-, zweimal und wagte sogar den Versuch, ein Gespräch mit MacKeon beginnen, doch der Schotte sah ihn nur missmutig an, und Hickeys wässrige Augen zog es unwiderstehlich zurück zu Teresa, die von den großen Kerzen beleuchtet wurde, die der Dorfpfarrer aus seiner Kirche gebracht hatte. Der Kerzenschein warf aufregende Schatten in Teresas Gesicht und ließ ihre Augen wie Sterne leuchten. Hickey konnte

einfach nicht anders, er musste sie immerfort traurig anstarren.

»Haben Sie noch nie eine Frau gesehen, Mister Hickey?«, raunzte Sharpe ihn an.

»Doch, Sir. Jawohl, habe ich. Jawohl.« Hickey nickte nachdrücklich und gab vor, sich ganz auf sein Mahl zu konzentrieren, kaltes Lamm mit Bohnen und Reis. Er war sechzehn, neu im Bataillon, und betete Captain Sharpe an. »Es tut mir leid, Sir«, murmelte er errötend.

»Entschuldigen Sie sich nicht, Hickey«, sagte Harry Price, »starren Sie woanders hin, mein Junge, starren Sie einfach woanders hin. Ich tu's auch! Dabei starre ich Mrs Sharpe sehr gerne an. Die Dame ist verdammt gut anzustarren, wenn Sie mir vergeben, wenn ich das sage, Ma'am.«

»Ich vergebe Ihnen, Harry«, sagte Teresa.

»Du bist die erste Frau, die ihm je vergeben hat«, sagte Sharpe zu seiner Gemahlin.

»Unfair, Richard«, erwiderte Price, »mir vergeben Frauen ständig.«

Hickey blickte wieder Teresa an, und als ihm auffiel, dass Sharpe ihn ansah, versuchte er ein Gespräch zu beginnen. »Sie kämpfen wirklich, Ma'am?«

»Wenn ich muss.« Teresa zerteilte einen Laib Brot.

»Gegen die Franzosen, Ma'am?«, erkundigte sich Hickey.

»Gegen wen zum Teufel sonst?«, knurrte Sharpe.

»Gegen alle Männer, die unhöflich sind«, sagte Teresa und bezauberte den Ensign mit einem Lächeln, »aber gegen die Franzosen kämpfe ich seit dem Tag, Mister Hickey, an dem sie meine Familie ermordeten.«

»Ach du lieber Gott«, entfuhr es Hickey. Solche Dinge geschahen nicht in Essex, wo seine Familie bei Danbury dreihundert beschauliche Morgen Land bestellte.

»Und ich bin in San Miguel, um wieder gegen sie zu kämpfen«, fuhr Teresa fort.

»Hier sind keine Franzosen, Ma'am«, warf Major Tubbs fröhlich ein. »Kein Crapaud in Sprungweite.« Er lächelte entzückt über seinen kleinen Scherz. »Nicht in Sprungweite, eh?«

»Und wenn einer in Sprungweite kommt«, erklärte Teresa dem gebannten Ensign Hickey, »dann sehen meine Männer ihn hüpfen. Wir sind Ihre Aufklärungsschwadron.«

»Und wir sind froh, Sie zu haben, Ma'am«, sagte Tubbs ritterlich.

John MacKeon, der bis jetzt still geblieben war, sah Sharpe unvermittelt an, und der Grimm im Blick des Schotten war so durchdringend, dass an dem übervollen Tisch ein verlegenes Schweigen einsetzte. »Kennen Sie mich noch?«, fragte er Sharpe.

Sharpe musterte das zerklüftete Gesicht mit den dicken Brauen über den tief liegenden Augen. »Sollte ich das, Mister MacKeon?«

»Ich war dabei, Sharpe, als Sie die Mauer von Gawilgarh überwunden haben.«

»Dann sollte ich Sie noch kennen«, sagte Sharpe.

»Ach wo«, erwiderte MacKeon wegwerfend. »Ich war nur ein Soldat. Einer von Campbells Männern beim Sechsundneunzigsten, erinnern Sie sich an die?«

Sharpe nickte. »Ich erinnere mich an sie. Ich erinnere mich auch an Captain Campbell.«

»Das ist mal einer, der es geschafft hat«, sagte MacKeon, »und das hat er auch wirklich verdient, möchte ich sagen. Das war ein großes Tagwerk, dass Sie beide da vollbracht haben.«

»Wir haben es alle getan«, entgegnete Sharpe.

»Aber Sie waren der Erste auf der Mauer, Mann. Ich weiß noch, wie Sie da hochgeklettert sind, und ich dachte:

Der ist so gut wie tot!«

»Was ist passiert?«, fragte Teresa.

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Ich war in Indien. Eine Schlacht. Wir haben gewonnen.«

Teresa zog die Augenbrauen in gespielter Überraschung hoch. »Was für ein wunderbarer Geschichtenerzähler du doch bist, Richard. Eine Schlacht. In Indien. Wir haben gewonnen.«

»Aye«, sagte MacKeon und schüttelte den Kopf. »Gawilgarh! Ein eigenartiger Kampf war das. Ganz eigenartig. Eine Horde Heiden, die war da, eine Horde! Und die Horde hatte sich in einer großen Festung verschanzt, so groß wie der Himmel war die, mit Mauern bis hoch zum Himmel. Und dieser kleine Bursche hier …«, er wies auf Sharpe, »… der kraxelte die Felswand hoch wie ein Äffchen. Der war ein toter Mann, da war ich mir sicher. Aye …«, er nickte Sharpe zu, »… ich hab mir gedacht, dass Sie es sind.«

»Und was ist geschehen?«, wollte Tubbs wissen und wiederholte Teresas Bitte von vorhin.

»Es war eine Schlacht«, sagte Sharpe, indem er vom Tisch aufstand, »in Indien.«

»Und ihr habt gewonnen?«, fragte Teresa in einem ernsten Ton, der Harry Price zum Grinsen brachte.

»Haben wir«, sagte Sharpe, »haben wir.« Er hielt inne und dachte nach, und fast schien es, als wolle er die Geschichte erzählen, doch er berührte nur mit dem Finger die lange Narbe, die sich über seine Wange zog und ihm solch ein grimmiges Aussehen verlieh. »In dem Kampf habe ich mir diese Narbe eingehandelt«, sagte er und schüttelte den Kopf, »aber wenn Sie mich nun entschuldigen, ich muss nach den Posten sehen.« Er nahm seinen Tschako, sein Gewehr und sein Wehrgehänge und duckte sich durch die Tür.

»Es war eine Schlacht«, imitierte Teresa ihren Gemahl, »in Indien. Wir haben gewonnen. Was also ist da wirklich geschehen, Mister MacKeon?«

»Hat er Ihnen doch gerade gesagt, oder?«, erwiderte der Schotte. »Es war eine Schlacht in Indien, und wir haben sie gewonnen.« MacKeon zog ein finsteres Gesicht und verfiel wieder in sein früheres Schweigen.

Sharpe überquerte die Brücke, sprach mit den beiden Männern, die am Südende Wache standen, dann besuchte er die Vorposten an der Nordseite. Danach stieg er die Holzleitern in der Festung hoch, vorbei an dem Raum, in dem Hickey noch immer Teresa anstarrte. Er fand Patrick Harper auf dem südwärtigen Wehrgang. Des Sergeants siebenläufiges Salvengewehr, eine monströse Waffe, die für die Marine angefertigt wurde und sieben halbzöllige Läufe an einem Kolben bündelte, stand in einer Ecke der Brustwehr, während Harpers Gewehr über seiner Schulter hing. Er nickte Sharpe grüßend zu, dann bot er ihm seine Feldflasche an.

Sharpe schüttelte den Kopf. »Ich hab keinen Durst, Pat.«

»Das ist Medizin, da drin, jawohl«, sagte Harper, »aber nicht so eine Medizin, die Krankheiten heilt, Sir. Medizin für die Seele.«

»Ah.« Sharp nahm die Feldflasche und nahm einen Schluck Rotwein. »Wie viele Flaschen haben Sie zurückbehalten?«

»Keine, von der ich wüsste, Sir«, antwortete Harper im Ton verletzter Unschuld, »aber vielleicht hab ich ein paar übersehen. Ist dunkel in dem Vorratslager, jawohl, besonders, wenn die Tür zu ist, und da übersieht man leicht eine dunkle Flasche in einem schwarzen Raum.« Er trank aus der Feldflasche. »Aber die Jungs haben es verstanden, Mister Sharpe, das haben sie, und sie wissen, wenn einer von ihnen sich besäuft, dann bring ich ihn mit eigenen Händen um.«

»Und halten Sie Mister Price von den Flaschen fern«, sagte Sharpe. Der Lieutenant war ein guter Kamerad, aber er trank zu gern.

»Ich tue mein Bestes, das tue ich«, versprach Harper, dann blickte er nach Süden auf die lange weiße Straße, die schließlich zwischen den fernen Hügeln verschwand. Am westlichen Himmel stand ein Halbmond, und die Olivenhaine, die die Landschaft im Westen füllten, sahen silbrig und ruhig aus. Fledermäuse flogen ständig aus den breiten Rissen und klaffenden Löchern im rissigen Mauerwerk der Festung. Sharpe ging zum westlichen Wehrgang und blickte auf das Dorf, wo sich eine Hand voll Lichter zeigte, dann beugte er sich vor und betrachtete den Weingarten, der sich bis an die Festungsmauer erstreckte. Nichts rührte sich in der Nacht außer den Fledermäusen, den Wolken, die mit funkelndem Rand zum Mond flogen, und dem Fluss, der unentwegt vorbeiströmte auf seiner langen Reise in einer Schleife um die Ebene, wo Maréchal Marmont von Wellington eine Abreibung bekommen hatte. »Rechnen wir hier mit Ärger?«, fragte Harper.

»Nein, Pat«, sagte Sharpe. »Leichter Dienst.«

»Soso, leichter Dienst. Wieso nehmen die dann Sie?«

»Ich erhole mich noch immer von der Wunde«, sagte Sharpe und tippte auf seinen Bauch, wo eine französische Pistolenkugel ihn verletzt hatte.

»Also haben Sie Genesungsurlaub, was?« Harper lachte leise. »Gut, dass es hier noch ein bisschen Medizin gibt, oder?«

»Das ist gut, Pat«, sagte Sharpe leise, dann befühlte er die Brustwehr und fragte sich, wie alt die Festung sein konnte. Fünfhundert Jahre? Wahrscheinlich mehr. Sie war in einem entsetzlichen Zustand, nichts weiter als ein quadratisches Gehäuse aus verwitterten Mauern, die von Unkraut überwuchert und derart voller Risse waren, dass

es aussah, als würde ein kräftiger Tritt das alte Bauwerk zum Einsturz bringen. Die Festung musste längst aufgegeben gewesen sein, doch der gegenwärtige Krieg hatte seine Nützlichkeit als Beobachtungspunkt wiederhergestellt. Daher hatten erst die Spanier und nach ihnen die Franzosen seine eingestürzten Fußböden aus Holz erneuert und ein Treppenhaus aus Holzleitern errichtet, die zum nach Westen blickenden Wehrgang hochführten. Vom östlichen Wehrgang ging noch immer eine alte Steintreppe hinunter zum Hof, wo ein Torbogen ohne Türen zur Zugangsstraße der Brücke offen stand. Das Vorratslager, wo der Wein und die Musketen gefunden worden waren, nahm die gesamte westliche Seite der Festung ein und war die einzige steinerne Kammer in San Miguel, die die Zeit überstanden hatte. Der Raum hatte eine gewölbte Decke, und Sharpe vermutete, dass der Raum einmal eine Kapelle gewesen war, aber nachdem der Rest der Festung eingestürzt war, hatte jemand eine Tür in die nördliche Außenmauer gebrochen, damit der Raum als Kuhstall benutzt werden konnte. Jetzt diente die Festungsruine zumindest vorerst wieder militärischem Zweck, auch wenn sie außer als Beobachtungsstelle herzlich wenig Wert besaß, denn das alte Mauerwerk hätte Geschützfeuer keine fünf Minuten lang widerstanden.

Sharpe musterte die vom Mond beschienenen Äcker am anderen Flussufer. Nur zweihundert Yards die Straße hinunter lag ein Bauernhof, ein kleines Gehöft, das von einer weißen Mauer umgrenzt war und über dem Eingangstor einen Turm hatte. Eine gute Stellung für eine Geschützbatterie, dachte er, denn die Artilleristen konnten Scharten in die Hofmauer brechen und wären sicher vor Gewehrfeuer. Von dort konnten die Franzosen die Festung von San Miguel in kürzerer Zeit in Staub und Schutt schießen, als man brauchte, um ein Ei weich zu kochen, dann käme ihre Infanterie aus den Olivenhainen auf der

anderen Straßenseite. Wie zum Teufel sollte er San Miguel dann verteidigen? Doch es gibt ja keinen Angriff, versicherte er sich, und wenn doch, dann würden die Guerilleros in der Sierra de Gredos sie vor dem französischen Vorstoß warnen. Dann hätte Sharpe einen vollen Tag, um Verstärkung aus Salamanca anzufordern.

Doch dazu würde es nicht kommen. Er brauchte hier nur eine Woche zu bleiben, danach sollte eine spanische Garnison eintreffen. Eine Woche, in der Tubbs die erbeuteten Musketen untersuchen konnte, und diese Woche würde ereignislos verlaufen. Eine Ruhepause. »Ich weiß nicht, wieso sie überhaupt einen Versorgungsoffizier für solch eine Aufgabe herschicken«, sagte Sharpe und starrte auf den Hof, wo Tubbs' Ochsenkarren auf die Musketen wartete.

»Ich glaub nicht, dass ›sie‹ ihn geschickt haben. Er hat sich selbst geschickt, Sir, wenn Sie mir folgen können.«

»Was ich nicht kann,« erwiderte Sharpe.

Harper streckte eine riesige rechte Hand aus und wiegte sie hin und her. »Da sind fünftausend Musketen, Sir, so ziemlich, und wer kann schon sagen, wie viele Mister Tubbs für unbrauchbar erklärt? Und wer erfährt es, wenn er die ausgemusterten Knarren verscherbelt? Mit diesen Waffen lässt sich eine Stange Geld verdienen, so ist das nämlich.«

»Er ist korrupt, meinen Sie?«

»Wer wäre das nicht?«, erwiderte Harper. »Mister MacKeon vermutet, dass Tubbs wenigstens die Hälfte der Musketen ausmustern wird, und wenn er damit nur einen Shilling pro Stück macht, hat er einen hübschen Gewinn.«

»Ich hätte wissen sollen, dass der Drecksack in die Kasse greift«, knurrte Sharpe.

»Woher hätten Sie es wissen sollen? Ich hätte nichts geahnt, wenn Mister MacKeon mir nichts gesagt hätte. Er

ist ein interessanter Bursche. Wussten Sie, dass er mal selber ein Muschkote war? Im Sechsundneunzigsten war er. Er glaubt, er hat Sie in Indien gesehen.«

»Das sagt er.«

»Und er sagt, Sie haben eine Festung ganz allein erobert.«

»Einen Riesen habe ich auch erschlagen«, sagte Sharpe, »und dann bin ich über den Mond gesprungen.«

»Und er sagt, Sie sollen mir die Geschichte erzählen.«

Sharpe verzog das Gesicht. »Das hätte Ihnen noch gefehlt, Pat, noch eine verdammte Kriegsgeschichte. Wann werden Sie abgelöst?«

»Um zwei Uhr morgens, Sir«, sagte Harper und sah zu, wie Sharpe sich abwandte und die Leiter hinunterstieg. »Auch Ihnen eine gute Nacht, Sir«, rief er ihm nach, und in diesem Moment drehte Sharpe sich um und kletterte wieder hoch.

Sharpe stellte sich an die Brustwehr und blickte in die Leere. Im Halbmondlicht warf die Narbe in seinem Gesicht einen Schatten. Er stand lange dort, die linke Hand am Griff seines schweren geraden Säbels. »Mir gefällt das nicht, Pat«, sagte er, nachdem sich die Stille ausgedehnt hatte.

»Was nicht, Sir?«

»Das.« Sharpe ging zu der anderen Brustwehr und deutete nach Süden. »Mir gefällt es einfach nicht.«

Harper zuckte mit den Schultern. »Von Salamanca können keine Crapauds kommen, Sir, weil die Stadt in unserer Hand ist, und durch die hohen Berge können sie auch nicht kommen …«, er wies nach Süden, »… weil die voll sind mit Guerilleros, und das heißt, sie können gar nicht kommen, so ist das, Sir.« Er schwieg und wartete auf Sharpes Reaktion, doch es kam keine. »Solange sie nicht hierher fliegen, Sir, kommen sie nicht.«

Sharpe nickte. Alles, was der große irische Sergeant sagte, leuchtete ihm ein, doch Sharpe wurde sein ungutes Gefühl trotzdem nicht los. »In Indien hatten wir diesen Kerl namens Manu Bappu, Pat.«

»Mannie wie, Sir?«

»Manu Bappu«, wiederholte Sharpe den Namen, »und er war ein guter Soldat. Besser als die meisten, aber wir haben den Mistkerl trotzdem irgendwo geschlagen, erinnere mich nicht mehr, wie das hieß, und Bappu floh nach Gawilgarh. Das war eine Festung, wissen Sie? Ein riesiges Ding, nicht wie das hier. Und weit, weit oben, gleich unterm Himmel. Manu Bappu glaubte, er wäre dort sicher. Er glaubte, da oben könnte er nicht geschlagen werden, Pat, weil niemand je diese Festung eingenommen hatte und niemand glaubte, es könnte je einer schaffen.« Sharpe verstummte und dachte an die dunklen Mauern von Gawilgarh und die steilen Felswände, die es schützten. Nicht die tiefste, die höchste Hölle. »Er war zu selbstsicher, verstehen Sie? Genau wie wir hier.«

»Und was ist passiert?«, fragte Harper.

»So ein dämlicher Hund in einem roten Rock ist eine Felswand hochgeklettert«, sagte Sharpe, »und das war das Ende für Manu Bappu.«

»Hier gibt’s keine Felswände, Sir.«

»Halten Sie trotzdem die Augen offen. Mir gefällt es einfach nicht.«

»Gute Nacht, Mister Sharpe«, sagte Harper, als Sharpe ein zweites Mal die Leiter hinunter verschwunden war. Dann wandte sich der Ire wieder nach Süden, wo sich nichts bewegte, nur eine Sternschnuppe, die kurz am Himmel über der Sierra aufleuchtete und dann wieder verschwunden war.

Er hat das große Zittern, dachte Harper. Er sieht Feinde, wo gar keine sind. Der Ire hielt dennoch die Augen offen.

*

Général Jean Herault war erst dreißig Jahre alt. Er war ein Kavallerist, ein Husar, und er trug die Cadenettes der Husaren: die zu zwei Zöpfen geflochtenen Hinterhaare, die sein Gesicht einrahmten und das charakteristische Merkmal der Husaren waren. Seine Jacke war ein taillenlanger, hautenger Dolman, eine ungarische Mode, denn Husar war ein ungarisches Wort. Heraults Dolman war braun mit hellblauen Ärmelaufschlägen und strahlte durch die dicken weißen Schnurschlaufen, die auf die Uniformbrust genäht waren. Er hatte eine hellblaue Reithose, an der noch mehr Schnur sich windend und verschlungen die Schenkel hinunter zu den mit Quasten besetzten Schäften seiner schwarzen Lederstiefel zog. Der Général hatte früher als Capitaine eine Elite-Eskadron geführt und trug noch immer ihr Abzeichen, den Kalpak aus dickem Pelz mit dem hohen roten Federbusch. Unter dem Kalpak wurde es im Sommer heiß, doch einen Säbelhieb hielt die Husarenmütze besser ab als jeder Helm aus Metall. Von Heraults linker Schulter hing eine pelzverbrämte Pelisse, die sogar noch dichter mit weißer Schnur besetzt war als sein Dolman, während eine blau-weiße Schärpe ihm diagonal über die Brust lief und ein weißer Ledergürtel die Silberketten hielt, an denen seine Säbelscheide hing. Eine Säbeltasche, mit dem französischen Adler geschmückt, hing an der Scheide. Der Säbel war gekrümmt, scharf wie die Zunge einer Hexe und in Heraults Hand tödlich.

Jean Herault, ein sehr gut aussehender Mann, sah in seiner Uniform sogar noch besser aus. In ganz Europa gab es junge Frauen, die bei der Erinnerung an Herault aufseufzten, den schlanken leichten Kavalleristen, der in die Stadt geritten war, ihnen das Herz brach und weiterritt, doch Herault war erheblich mehr als ein gut

aussehender junger Schlagetot auf einem Pferd. Er war auch raffiniert. Und er hatte Glück. Und er war tapfer.

Bei La Albuera hatte Herault einen Sturmangriff angeführt, dem ein britisches Bataillon zum Opfer gefallen war, und obwohl Frankreich die Schlacht verloren hatte, war Herault ruhmbedeckt aus ihr hervorgegangen. Dieser Ruhm hatte sich bei den Kämpfen gegen Ballesteros' Spanier vergrößert, und Soult hatte den jungen Kavallerieoffizier befördert und zum Kommandeur aller Reiter in der Armee des Südens gemacht.

Herault führte sie brillant. Er kam seinen langweiligen Pflichten gut nach, und das war noch beeindruckender, als die Pflichten, die Tapferkeit erforderten, ruhmreich zu erfüllen. Zum Helden werden konnte mit ausreichend Glück und Wagemut jeder Narr, doch es erforderte einen klugen Mann, die alltäglichen Arbeiten zu erledigen, die im Kriege anfielen.

Patrouillen und Spähtrupps aus Heraults Reitern sicherten eine Vorpostenlinie, die ständigen Angriffen von Guerilleros ausgesetzt war, und Herault hatte dafür gesorgt, dass sie ihre Pflicht aggressiv und effizient erledigten. Er hatte seine Männer sogar überzeugt, nicht jeden spanischen Bauern als Feind zu behandeln, denn damit machte man sie sich erst zu Feinden. Zum ersten Mal seit seiner Ankunft in Spanien erfuhr Soult etwas von Zivilisten, und zwar freiwillig und nicht unter der Folter. Das war Heraults Verdienst.

Nun hatte Herault die Brücke von San Miguel de Tormes zu erobern, und noch ehe er Toledo verließ, hatte er sorgfältig über seine Aufgabe nachgedacht. Ihm war es sogar gelungen, Pierre Ducos zu beeindrucken, und dabei handelte es sich wahrhaftig um eine Leistung, denn Ducos hielt die meisten Soldaten für verbohrte Dummköpfe. »Die Gefahr«, hatte Herault dem Major erläutert, der kein richtiger Major war, »liegt im Durchqueren der Berge.«

»Wegen der Guerilleros?«, fragte Ducos. »Dann marschieren Sie bei Nacht.«

»Ganz gleich, wie schnell wir marschieren, Major, die Guerilleros werden uns überholen und diese kleine Festung von San Miguel warnen.« Herault tippte auf die Karte. »Dann fordert die Besatzung der Festung in Salamanca Verstärkung an, und wenn wir dort eintreffen, erwartet uns eine kleine Armee.« Stirnrunzelnd musterte er die Karte und klopfte sich mit einem Bleistift gegen die Zähne. »Avila«, sagte er schließlich und stach mit dem Stift nach der Stadt. Sie lag ein gutes Stück östlich von San Miguel, hoch in den Bergen.

»Avila?«, fragte Ducos.

»Wenn ich auf Avila marschiere, ziehe ich die Guerilleros an wie eine Leiche die Fliegen. Ich werde eine Vorhut entsenden, sagen wir, dreihundert Infanteristen? Wir schenken den Bastarden einen Sieg, Major, indem wir diese dreihundert Männer auf der Straße nach Avila opfern, und während die Guerilleros damit beschäftigt sind, sie zu massakrieren, rückt der Rest von uns direkt durch die Berge vor.« Er schwang den Bleistift über die Karte. »Meine zweitausend Reiter gehen zuerst, und wir werden reiten wie die Teufel, Major. Jedes Pferd, das stürzt, wird zurückgelassen, sein Reiter muss sich allein durchschlagen. Wir reiten direkt nach San Miguel, und Sie folgen mit der Infanterie. Das Fußvolk wird zwei Tage brauchen, weniger, wenn Général Michaud es hart antreibt. Bis Sie eintreffen, halten wir die Brücke von San Miguel.«

Michaud würde die Infanterie hart antreiben. Ducos würde dafür sorgen, würde seine gesamte Autorität als kaiserlicher Stellvertreter einsetzen, damit Michaud die Peitsche knallen ließ. »Aber was ist mit der britischen Verstärkung aus Salamanca?«, fragte er. »Angenommen, sie trifft vor Michaud ein?«

»Die Briten werden nicht wissen, wohin sie gehen sollen, Major«, sagte Herault, »denn ich warte nicht ab, dass Michaud mich einholt. Ich sende Kavallerie über die gesamte Ebene aus, bis vor die Tore von Ciudad Rodrigo. Wir verbrennen Nachschub, überfallen Wagenzüge und reiben jede kleine Garnison auf. Wir setzen Südkastilien in Brand, Major, und die Briten müssen im Kreis marschieren, während sie uns suchen.« Er ließ die Karte sich aufrollen.

»Und was macht die Infanterie?«

»Sie bleibt natürlich in San Miguel und deckt unseren Rückzug.«

Ducos war einverstanden. Madrid würde gerettet, Marmonts Rückzug käme zum Stehen, und die Briten sähen sich gezwungen, an die portugiesische Grenze zurückzuweichen, um ihre Nachschublinien zu schützen, nur um festzustellen, dass sich der Feind in die Berge abgesetzt hatte. Der Plan war verwegen, brillant sogar, und ein Beweis für Ducos, dass ein paar tapfere Männer den Verlauf eines Krieges beeinflussen konnten. Herault, sagte er sich, musste dem Kaiser empfohlen werden, und Ducos trug den Namen des Générals in sein kleines schwarzes Büchlein ein und versah ihn mit einem Stern, sein Zeichen für einen Mann, der eventuell rasche Beförderung verdiente.

»Wir rücken bei Sonnenaufgang aus«, sagte Herault und lächelte. »Und heute Abend streuen meine Männer Gerüchte aus, dass wir vorhaben, Avila einzunehmen. Morgen Abend, Major, wird jeder Guerillero im Umkreis von fünfzig Meilen an der Straße nach Avila auf uns warten.«

Und Herault wäre meilenweit entfernt, stürmte auf eine Festung zu, die sich sicher wähnte.

*

Es war unheimlich, wie schnell sich Gerüchte auf dem spanischen Land verbreiteten. Außer ein paar alten Männern, die sich um die Ochsen an den Rädern kümmerten, die das Flusswasser in die Bewässerungsgräben pumpten, sah Sharpe niemanden auf den Äckern, in den Olivenhainen und Weingärten auf der anderen Seite des Flusses, doch gegen Mittag erreichte Teresas Guerilleros ein Gerücht, dass eine französische Kolonne von Toledo ausgerückt war, um Avila einzunehmen. Das Gerücht hatte Teresa erzürnt. »Das ist ein besonderer Ort!«, behauptete sie.

»Avila?«, fragte Sharpe. »Etwas Besonderes?«

»Die heilige Teresa hat dort gelebt.«

»Dann muss er besonders sein«, versetzte Sharpe.

Bei seinem sarkastischen Ton fuhr Teresa auf. »Was weißt du denn davon? Du Protestantenschwein!«

»Ich bin überhaupt kein Schwein. Kein protestantisches, kein gar nichts.«

»Heidenschwein dann eben«, rief Teresa wütend. Sie sah nach Osten. »Ich sollte hinreiten.«

»Ich würde dich nicht aufhalten«, sagte Sharpe, »aber ich wäre darüber nicht glücklich.«

»Wen schert es, ob du glücklich bist?«

»Deine Männer sind meine besten Vorposten. Wenn jemand diese Straße entlangkommt …«, er zeigte nach Süden, »… sehen deine Männer ihn zuerst.« Teresas Guerilleros hielten Wacht in den Gebirgsausläufern, bereit, nach San Miguel zurückzureiten und die Festung vor jeder Gefahr zu warnen, die sich aus der Sierra de Gredos näherte. »Wie weit ist Avila eigentlich entfernt?«

Teresa zuckte mit den Schultern. »Fünfzig Meilen.«

»Und wieso sollten die Froschfresser dorthin wollen?«

»Um zu plündern natürlich!«, rief Teresa. »Dort gibt es reiche Konvente, Klöster, die Kathedrale, die Basilika von San Vicente.«

»Aber wieso sollten sie auf Plündern aus sein?«, fragte Sharpe.

Teresa sah ihn stirnrunzelnd an und wunderte sich, wieso er eine solch offenbar dumme Frage stellte. »Weil sie Crapauds sind!«, antwortete sie schließlich. »Weil sie Abschaum sind. Weil sie Schleimkröten sind, die dem Teufel aus dem Hintern fielen, als der liebe Gott gerade nicht hinsah.«

»Aber überall sonst sind die Kirchenschätze versteckt.« Sharpe war durch unzählige spanische Städte und Dörfer marschiert, und überall waren die liturgischen Gefäße fortgebracht und vergraben oder hinter Mauern oder in Höhlen versteckt worden. Er hatte kostbare Altarschranken gesehen, die zu groß waren, als dass sie bewegt werden konnten, und die man mit Kalkfarbe eingeschmiert hatte in der Hoffnung, den Franzosen entginge, dass unter dem weißen Mantel ein Schatz verborgen lag. Was er nie gesehen hatte, war eine Kirche, die mit ihren Schätzen protzte, solange die Franzosen innerhalb eines Wochenmarschs Entfernung standen. »Wo würde Avila ihre Schätze verstecken?«

»Woher soll ich das wissen?«, erwiderte Teresa indigniert.

»Und die Franzmänner wissen verdammt genau, dass Kirchenschätze versteckt sind, wieso also sollten sie nach Avila marschieren?«

»Sag du es mir.«

»Weil sie wollen, dass wir glauben, es wäre ihr Ziel«, erklärte Sharpe, »deshalb. Und in Wirklichkeit wollen die Hundesöhne ganz woanders hin. Gottverdammt noch

mal!« Er drehte sich wieder um und starrte nach Süden. Waren es nur die Nerven? Hatte er Angst wegen dieser kleinen Aufgabe? War er nicht in der Lage, eine verlassene Festung in einem Gebiet weit abseits der Front zu bewachen? Oder riet ihm sein Instinkt, der ihm in fünfzehn Jahren Kampf stets so gute Dienste geleistet hatte, zur Vorsicht? »Halte deine Männer hier, Liebes«, bat er Teresa, »denn ich glaube, sie werden hier genug Franzmänner finden, die sie töten können.« Er wandte sich ab und ging zur Wehrmauer, von der er die Brücke überblickte, beugte sich weit vor und brüllte zur Straße nach Sergeant Harper.

Harper kam aus dem Schrein am anderen Ende und sah blinzelnd zu Sharpe hinüber, der sich über die Brustwehr gelehnt vor dem Himmel abhob. »Sir?«

»Meine Empfehlungen an Major Tubbs, Sergeant, ich möchte seinen Ochsenwagen auf der Brücke haben. Als Barrikade, verstanden? Und Sie gehen mit zwanzig Riflemen in das verdammte Gehöft da …«, er wies nach Süden über den Fluss, »… und alles auf der Stelle!«

Teresa legte ihm eine Hand auf den grünen Ärmel. »Glaubst du wirklich, die Franzosen kommen hierher, Richard?«

»Ich glaube es nicht nur, ich weiß es! Ich weiß es einfach! Ich weiß nicht, woher ich es weiß, aber ich weiß es. Die Mistkerle haben sich am Seitentor vorbeigeschlichen und wollen zur Hintertür herein.«

Major Tubbs, der in der Hitze des Tages schwitzte, kam wankend die Steintreppe vom Hof hoch. »Sie können doch die Brücke nicht blockieren, Captain Sharpe! Das geht nicht! Das ist eine öffentliche Durchfahrt!«

»Wenn ich das nötige Pulver hätte, Major, würde ich die verdammte Brücke sprengen.«

Tubbs sah in Sharpes grimmiges Gesicht und blickte nach Süden. »Aber da kommen keine Franzosen! Schauen Sie

doch.«

Sharpe folgte Tubbs’ Blick, und die Landschaft im Süden lag wunderbar friedlich vor ihm. Mohnblumen wiegten sich im Wind, der Wellen ins Korn malte und die hellen Blätter der Olivenbäume flackern ließ. Nirgendwo stieg Rauch aus brennenden Ortschaften zum Himmel hoch, keine Staubwolken, von tausend Stiefeln und Hufen aufgewirbelt, waren zu sehen. Vor Sharpe breitete sich eine friedliche Sommerlandschaft aus, die in der kastilischen Hitze schmorte. Gott weilte in seinem Himmel, und auf der Welt war alles gut. »Aber sie kommen«, erwiderte Sharpe stur.

»Warum warnen wir dann nicht Salamanca?«, fragte Tubbs.

Das war eine gute Frage, eine verdammt gute Frage, aber Sharpe wollte seine Antwort nicht aussprechen. Er wusste, dass er Salamanca warnen sollte, doch er fürchtete, falschen Alarm zu schlagen. Allein sein Instinkt widersprach dem friedlichen Eindruck, den die Landschaft machte, und was, wenn er sich irrte? Angenommen, die Garnison in Salamanca setzte ein halbes Bataillon Rotröcke und eine Batterie Feldartillerie in Marsch, dazu eine Versorgungskolonne und eine Schwadron Dragoner, und alles erwies sich als sinnlos? Was würde man dann sagen? Dass Captain Sharpe, aus dem Mannschaftsstand aufgestiegen, ein Panikmacher sei. Dass man ihm keine Verantwortung übertragen könne. Dass er vielleicht ganz nützlich sein möge, wenn alles auf der Kippe stehe und es Franzosen zu töten gebe, dass er aber nervös werde wie eine Jungfrau in einer Kasernenstadt, wenn man ihn sich selbst überlasse. »Wir warnen Salamanca nicht«, beschied er Tubbs nachdrücklich, »weil wir mit den Mistkerlen allein fertig werden.«

»Werden wir das?«, fragte Tubbs zweifelnd.

Sharpe wandte sich wütend zu Tubbs um. »Haben Sie je im Feld gekämpft, Major?«

»Mein lieber Mann, ich zweifle doch nicht an, was Sie sagen!« Tubbs hob beide Hände hoch, als könnte er sich Sharpe so vom Leib halten. »Aus mir spricht meine eigene Nervosität, nichts weiter. Ich bin am Ende. Ich bin kein Soldat wie Sie. Selbstverständlich haben Sie recht!«

Sharpe hoffte inbrünstig, dass dem so war, doch er wusste, dass er falschlag. Er sollte Verstärkung anfordern, doch er fürchtete, was die Männer sagen würden, wenn diese Verstärkung nicht benötigt wurde. Daher blieb er bei seiner Entscheidung und würde allein kämpfen, weil er zu stolz war, um sich die Blöße zu geben, nervös zu erscheinen. »Wir schlagen die Kerle«, sagte er, »wenn sie kommen.«

»Ich bin mir sicher, dass sie nicht kommen«, entgegnete Tubbs.

Und Sharpe betete, dass Tubbs recht behielt.

*

Dreihundert französische Fußsoldaten wurden an der Straße nach Avila geopfert, und von überall in der Sierra de Gredos strömten die Guerilleros zum Kampf herbei, eilten durch die Berge, um die Gelegenheit zu ergreifen, den verhassten Feind zu massakrieren. Die dreihundert Mann schienen zu weit voraus vom Rest ihrer Kolonne marschiert zu sein und waren zum Untergang verurteilt, denn die anderen Franzosen kamen ihnen nicht im Gewaltmarsch zu Hilfe, sondern kampierten auf der Ebene im Süden. Und die Franzosen, die auf dieser Ebene kampierten, waren zu zahlreich für die Guerilleros, daher warfen sie sich ganz auf die todgeweihten dreihundert Infanteristen, die sich zu tief ins Gebirge vorgewagt hatten.

Als bei Einbruch der Nacht noch immer der Lärm des Gemetzels von der Straße nach Avila herüberdrang, setzte sich Herault in Marsch.

Seine gesamte Kavallerie führte er nach Westen über die Ebene, und als er knapp fünf Meilen weit gekommen war und die fernen Musketenschüsse fast nicht mehr zu hören waren, schwenkte er nach Norden auf einen Weg ab, der über die niedrigen Höhen der westlichen Sierra führte. Er kommandierte Husaren, Dragoner und Ulanen, Männer, die in ganz Europa gekämpft hatten und in ganz Europa gefürchtet wurden, doch Herault war sich bewusst, dass die große Zeit der französischen Kavallerie zu Ende ging. Nicht ihr Mut war es, der versiegte, sondern ihr gingen die Pferde aus. Die Tiere waren schwach durch schlechtes Futter, ihre Rücken waren mit Eiterschwären bedeckt, weil sie zu viel geritten wurden, und daher zog sich Heraults Kolonne langsam, aber unvermeidlich immer mehr auseinander. Die Reiter trafen auf keine Guerilleros, die sie aufgehalten hätten, doch die Pferde vermochten nicht Schritt zu halten, und als Herault, der selbst ein vorzügliches Tier ritt, auf einer Bergkuppe anhielt und im schwachen Mondlicht zurückblickte, sah er, wie stockend seine Kolonne vorankam. Er hatte geplant, San Miguel bei Sonnenaufgang zu erreichen, wenn der Kampfgeist der Garnison am Tiefpunkt wäre, und sich ausgemalt, wie er als monströse Zurschaustellung von Stahl und uniformierter Glorie die Hänge hinunterpreschte, doch nun stand fest, dass seine zweitausend Mann niemals rechtzeitig den Fluss erreichen konnten. Ihre Pferde schafften es nicht. Ein paar Tiere lahmten, andere atmeten hohl rasselnd, und die meisten ließen die müden Köpfe hängen.

Doch was zweitausend Mann nicht zuwege brachten, gelang vielleicht einhundert, und Heraults alte Husaren-Eskadron, die Männer mit den schwarzen Pelzmützen,

ritten auf den besten Pferden, die Herault hatte auftreiben können. Er hatte diese Eliteeinheit verhätschelt, aber nicht nur, weil es seine alte Eskadron war, sondern weil er stets wenigstens eine Kavallerie-Eskadron brauchte, die genauso gut beritten war wie die feindlichen Reiter. Diesen Krisenfall hatte er vorhergesehen. Zwar hatte Herault gehofft, er würde nicht eintreten, hatte auf das Wunder gehofft, dass alle zweitausend Pferde die Ausdauer des Bukephalos an den Tag legten, aber dieses Wunder war nicht eingetreten, und daher war es Zeit für die Elitehusaren, vorzupreschen.

Herault rief den Chef der Elite-Eskadron zu sich und wies auf die Kolonne in ihrer Mühsal. »Sehen Sie, was geschieht?«

Capitaine Michel Pailleterie nickte. Seine blonden Cadenettes und der blonde Schnurrbart erschienen im Mondlicht beinahe weiß. »Ich sehe es, *mon général,* jawohl.«

»Also wissen Sie, was Sie zu tun haben.«

Pailleterie zog den Säbel und salutierte vor Herault. »Wann können wir Sie erwarten, *mon général?«*

»Mittags.«

»Ich werde eine heiße Mahlzeit bereithalten«, versprach Pailleterie lächelnd.

Herault beugte sich vor und umarmte den Capitaine, der nur ein Jahr jünger war als er. *»Bonne chance, mon brave!«*

»Wer braucht schon Glück gegen eine Kompanie spanischer Schlafmützen?«, fragte Pailleterie, dann wies er mit dem Säbel nach vorn, und die Elite-Eskadron ritt allein weiter.

Gott helfe ihnen, dachte Herault, wenn am Weg noch Guerilleros lauern. »Ich wünschte, ich könnte mit euch reiten!«, rief er der Eskadron hinterher, doch sie war

bereits verschwunden. Die Besten der Besten, Heraults Elite, ritten vor, um sich den Sieg an die Fahne zu heften. »Weiter!«, befahl Herault dem Rest seiner Kavalleristen. »Weiter!«

Die Glücklichen unter den dreihundert Infanteristen waren nun entweder ins Gebirge entkommen oder tot. Die Unglücklichen waren gefangen genommen worden. Einige dieser Gefangenen würden über kleiner Flamme langsam geröstet werden, anderen bei lebendigem Leib die Haut abgezogen, einige würden noch Schlimmeres erdulden, und die einzige Gnade, die ihnen winkte, war der Tod, der am Ende ihrer Qualen stand. Herault bedauerte ihr Schicksal, doch sie hatten ihren Zweck erfüllt, denn seine Kavallerie durchquerte ungehindert das Gebirge, und die Guerilleros waren weit.

Und die verbliebene französische Infanterie, alle dreitausendsiebenhundert Mann, folgte rasch. Die List hatte gewirkt, die Guerilleros waren fortgelockt worden, und die Hintertür nach Kastilien stand offen.

*

Der Mond tauchte die Mauern des Gehöfts am anderen Flussufer in ein gespenstiges Weiß. Sharpe hatte zwanzig Gewehrschützen hinter diesen Mauern postiert, damit sie jeden französischen Vormarsch über die Straße aufhielten. Die Schützen könnten einer angreifenden Kolonne vermutlich zehn Minuten lang standhalten, danach würde Harper sich mit ihnen eilends zum Fluss zurückziehen müssen, wo Sharpes restliche Riflemen und die Rotröcke mit ihren Musketen lagen. Die Riflemen mit ihren zielgenaueren Baker-Gewehren hielten die Wehrmauern der Festung besetzt, während Lieutenant Price die Rotröcke hinter Tubbs' Wagen aufgereiht hatte, der als

Barrikade diente. Sharpe war versucht gewesen, die Barrikade zu verstärken, indem er die Dörfler bat, Karren und Möbel herzubringen, doch er hatte darauf verzichtet. Die Dörfler hatten schon genügend unter dem Krieg gelitten, und sie hatten seine Männer willkommen geheißen, indem sie ihnen schüchtern Oliven brachten, Eier und frisch gefangenen Fisch. Der einzelne Ochsenwagen musste ausreichen.

»Aber wieso sollten die Franzosen hierherkommen?«, fragte Teresa. Sie standen auf dem Wehrgang der Festung.

»Wenn sie Salamanca zurückerobern könnten«, sagte Sharpe, »würden sie Wellington den Nachschub abschneiden. Ja, dazu bräuchten sie nicht einmal die Stadt einzunehmen! Sie müssten sich einfach auf die Straße nach Ciudad Rodrigo setzen. In ein paar Tagen würden Wellington die Vorräte ausgehen, und dann muss Nosey umdrehen und zurückkommen, um sich um die Mistkerle zu kümmern. Besonders froh wird er darüber nicht sein.«

»Also müssen wir sie aufhalten?«

Sharpe nickte.

»Wieso schickst du dann nicht nach Verstärkung?«

Sharpe zuckte mit den Schultern.

»Weil du nicht sicher bist, dass sie wirklich kommen?«, fragte Teresa.

»Ich kann mir nicht sicher sein.«

»Und du hast Angst, dass du wie ein Narr dastehst?«

»Wenn ich Alarm schlage«, sagte Sharpe, »und keine Crapauds kommen, dann weiden sie mich aus und machen Wäscheleinen aus meinen Gedärmen. Dann bin ich für den Rest meiner Tage Quartiermeister. Sie werden mir nie wieder trauen.«

Teresa schüttelte den Kopf. »Richard, du hast einen französischen Adler erobert! Du bist bei Badajoz durch die Bresche gestürmt! Dein Stolz kann gut eine Schlappe

aushalten.« Im Mondlicht blitzten ihre Augen, doch Sharpe sagte nichts. »Also schreib jetzt ein Ersuchen«, fügte sie hinzu.

»Du verstehst es nicht«, erwiderte er leise. »Ich könnte tausend französische Adler erobern und bliebe trotzdem der Lümmel aus der Gosse, der aus dem Mannschaftsstand aufgestiegen ist. Ich bin immer noch ein Emporkömmling. Die riechen mich auf hundert Yards, und sie warten, Teresa, sie warten, dass ich einen Fehler mache. Nur einen einzigen. Mehr brauchen sie nicht.«

»Schreib das Ersuchen jetzt«, sagte sie geduldig, »und sobald sich der erste Franzmann zeigt, reite ich nach Salamanca. Sobald wir den ersten Schuss aus den Bergen hören, reite ich los. Dann brauchst du ihnen nicht ganz so lange standzuhalten, Richard.«

Er dachte darüber nach und begriff, dass sie recht hatte. Er ging ins Kasino, zündete eine Kerze an und weckte Ensign Hickey, weil der Ensign eine richtige Schule besucht hatte und über eine leserliche Handschrift verfügte, während Sharpes krudes Gekrakel kaum zu entziffern war. Sobald Hickey wach war, diktierte Sharpe eine Botschaft an den Befehlshaber der britischen und verbündeten Truppen in Salamanca. »Ich habe Grund zu der Annahme«, sprach er langsam, »dass eine französische Kolonne sich dieser Festung nähert, die zu befehligen die Ehre ich habe.« Er hielt inne und dachte nach. Welchen Grund hatte er zu glauben, dass ein französischer Angriff bevorstand? Keinen Grund, nur Instinkt. Er kam sich vor wie der Junge in der Fabel, der aus Langweile »Wolf«, ruft, doch der Brief musste nicht verschickt, sondern nur geschrieben werden für den Fall, dass sein Instinkt sich als richtig erwies. Hickey, den Sharpes langes Schweigen nervös machte, sah den Captain mit großen Augen an, während die Kerze auf dem Tisch flackerte und blakte. »Da mein Kommando in gefährlicher Unterzahl ist«, fuhr

Sharpe fort, »ersuche ich darum, so bald wie möglich Entsatz in Marsch zu setzen. Richard Sharpe, Capt. Sollte ich es nicht datieren?«, fragte er Teresa. »Eine Uhrzeit draufschreiben?«

»Es wird sie überzeugen, dass du es eilig hattest«, sagte Teresa.

Hickey, der befangen war, weil Teresa ihn im Unterhemd sah, zog sich eine Decke über die nackten Beine und blies über die Tinte. »Kommen die Franzosen wirklich, Sir?«, fragte er Sharpe.

»Ich gehe davon aus. Wieso? Macht Ihnen das Sorgen?«

Hickey überlegte einen Herzschlag lang, dann nickte er. »Jawohl, Sir, so ist es.«

»Aber wegen der Franzmänner sind Sie doch ins Heer eingetreten, nicht wahr?«, versetzte Sharpe scharf.

»Ins Heer bin ich eingetreten, weil mein Vater es so wünschte, Sir.«

»Er wollte, dass Sie sterben?«

»Ich hoffe nicht, Sir«, antwortete Hickey demütig.

Teresa stand an der Tür und fragte sich, wieso ihr Mann dem Jungen so hart zusetzte.

»Ich war selbst einmal ein Ensign, Hickey«, sagte Sharpe, beugte sich vor und unterschrieb den Brief, »und ich habe dabei eines darüber gelernt, ein Ensign zu sein.«

»Und was haben Sie gelernt, Sir?«

»Dass Ensigns entbehrlich sind, Hickey, entbehrlich. Schlafen Sie jetzt weiter.«

Sharpe und Teresa stiegen wieder auf den Wehrgang. »Du warst grausam zu dem Jungen, Richard«, sagte sie.

»Ich war aufrichtig.«

»Du glaubst, er wird ein besserer Soldat, weil er Angst vor dir hat?«

»Ich glaube, er wird ein besserer Soldat, wenn er lernt, mit seiner Angst zu leben«, knurrte Sharpe.

Teresa dachte darüber nach und hob die Schultern. »Und du warst entbehrlich? Als Ensign?« »Ich bin eine Felswand hochgeklettert, Liebes. Das hab ich als Ensign getan, ich bin eine Felswand hochgeklettert. Sie dachten alle, ich würde umkommen, und niemanden hätte es sonderlich betroffen gemacht, wenn ich gestorben wäre.«

Und wer wird am Morgen die Felswand hochklettern, fragte er sich. Und wo? Und wie? Und was hatte er vergessen? Und kamen die Franzmänner überhaupt? Und konnte er sie aufhalten? Und Jesus, Maria und Josef, war er nervös. Er hatte seinem Instinkt gehorcht und war auf die Franzosen vorbereitet, doch es kam ihm noch immer nicht richtig vor. Es kam ihm vor wie eine Niederlage, und der Kampf hatte noch nicht einmal begonnen.

*

In den Ausläufern der Sierra de Gredos rösteten Teresas Männer drei Meilen südlich von San Miguel zwei Hasen über einem offenen Feuer. Sie hatten das Feuer in einem Wäldchen entfacht, tief innerhalb einer Felsspalte, und sie waren sich sicher, dass der Schein von der Straße, die unterhalb ihres Lagerplatzes vorbeiführte, nicht gesehen werden konnte. Wenn ein Franzose auf dieser Straße auch nur zu atmen wagte, würden die Guerilleros ihre Musketen abfeuern und die Festung vor dem nahenden Feind warnen.

Doch Capitaine Pailleterie entdeckte einen Schimmer ihres Feuers. Nur ein winziger Schimmer war es, nicht mehr als die Reflexion einer aufstiebenden Flamme an einem hohen Felsen, doch ihm war klar, dass nur zwei Sorten Männer in den Bergen Feuer machten: Guerilleros oder Soldaten, und beide Sorten mussten zu seinen

Feinden gehören. Er hob die Hand und ließ die Eskadron haltmachen.

Der Feuerschein war von der linken Seite des Bergpfads gekommen, oder zumindest dachte er das, denn er war noch nicht auf Sichtweite des Straßenstreifens, der direkt unter dem Felsvorsprung entlanglief, an dem er den schwachen Schimmer gesehen hatte. Gleich rechts war ein dunkles Tal, und Pailleterie erschien es, als krümmte es sich nach Norden und könnte einen Weg zum Fluss und zur Brücke bieten, der von denen, die in dieser dunklen Nacht so unvorsichtig ein Feuer entfacht hatten, nicht eingesehen werden konnte.

Seine Männer hatten ihre Säbelscheiden umwickelt, damit das Metall nicht klirrend gegen eine Schnalle oder einen Steigbügel schlug. Am Hufschlag konnte er nichts ändern, dieses Risiko musste er eingehen. »Wir gehen jetzt langsam vor«, schärfte er seinen Männern ein, »langsam und leise.«

Sie bogen nach rechts ab und führten die müden Tiere am Zaumzeug durch das ebene, begraste Tal, das in der Tat nach Norden bog. Dann stieg der Boden zu einem Felsgrat an. Pailleterie schwitzte, während er die hundert Reiter dorthinauf führte, denn der Sattel im mondbeschienenen Gelände war mit grauen Felsen übersät, hinter denen sich hundert Guerilleros verstecken konnten. Die Stelle eignete sich ausgezeichnet für einen Hinterhalt, doch kein einziger Musketenschuss fiel.

Gleich vor dem Felsgrat hielt er sein Pferd an, übergab die Zügel seinem Sergent, stieg ab und ging bergauf, bis er über den Kamm sehen konnte.

Frieden. Mehr konnte er nicht sehen: Frieden. Ein weites, mondbeschienenes Land, auch wenn der Mond nun verblasste, da die Dämmerung über die Welt kam. Im grauweißen Licht des Nachtendes konnte er den Schimmer eines Flusses erkennen, dazu schwarze Bäume,

dann den weißlichen Streifen der Straße und den schwarzen, kantigen Umriss der alten Festung. Feuerschein entdeckte er dort nicht, und einen Augenblick lang hoffte Pailleterie, San Miguel wäre unbewacht, doch er schob die Hoffnung beiseite und erkannte, dass es doch einen Gott gab. Jawohl, es gab einen Gott, und Gott war Franzose, denn ein Berggrat bot seinen Männern auf dem ganzen Weg vom Felsgrat hinunter zur Ebene Sichtschutz, und waren sie einmal auf der Ebene, würden Olivenhaine sie vor der Garnison von San Miguel verbergen. Er zog sich vom Felsgrat zurück, richtete sich auf und ging die Steigung hinunter zu seiner Kolonne.

»Laden Sie jetzt die Pistolen«, sagte er, »aber spannen Sie sie nicht. Verstanden? Laden, aber nicht spannen. Wenn jemand schießt, ehe wir die Brücke erreichen, ertränke ich ihn persönlich! Aber vorher kastriere ich ihn noch!« Er sah zu, wie seine Männer die langläufigen Pistolen luden. Die Waffen schossen nicht sehr genau, aber im Nahkampf waren sie so tödlich wie jede Muskete. »Wir reiten auf der anderen Seite langsam hinunter. Sehr langsam! Wir bewegen uns so leise wie ein Mann, der um Mitternacht zu seiner verheirateten Geliebten schleicht. Wir gleiten hinunter wie der Morgennebel, und dann bleiben wir zwischen den Bäumen. Wir sind ganz langsam, haben Sie verstanden? Und keiner von Ihnen wird niesen. Wer niest, den kastriere ich mit einem stumpfen Messer. Und wir stürmen erst im letzten Moment, und wenn wir die Brücke erreichen, töten wir jeden, den wir dort sehen. Kein Pardon! Und wenn sie scheitern? Dann kastriere ich Sie mit meinen eigenen Zähnen. Mit meinen eigenen stumpfen Zähnen!«

Die Husaren grinsten. Sie mochten Pailleterie, denn er trat für sie ein, er war mutig, und er führte sie zum Sieg.

Er stand im Begriff, ihnen noch einen Sieg zu schenken.

*

Der Morgen graute schon fast. In den Bergen waren keine Warnschüsse abgegeben worden, und Sharpe fühlte sich müde bis auf die Knochen. Außerdem fühlte er sich töricht. Es kamen keine Franzosen. Die Nerven sind es, dachte er. Nerven so straff gespannt wie Trommelschnüre, und was war er für ein Soldat, wenn er nervös wurde. Verdammt, dachte er, vielleicht konnte man ihm gar kein Kommando anvertrauen. Vielleicht hatte die Kugel, die er in Salamanca abbekommen hatte, ihn mehr als nur verwundet, vielleicht hatte sie ihn ängstlich gemacht.

Er ging an die westliche Wehrmauer, lehnte sich über die Brüstung und starrte auf die Barrikade auf der Brücke. Keiner seiner Männer schlief, alle waren auf Wache, denn es ging aufs Morgengrauen zu, und das war die gefährlichste Zeit. »Alles wach da unten?«, rief er.

»Putzmunter, Sir«, antwortete Lieutenant Price. »Gibt es irgendetwas zu sehen, Sir?«

»Alles pechschwarz, Harry.«

»Welche Erleichterung, Sir.«

Sharpe kehrte an die nördliche Brustwehr zurück und sah über die Weingärten auf die Straße nach Salamanca. Nichts bewegte sich dort. Still wie ein verdammtes Grab. Ein paar letzte Fledermäuse flatterten in ein Loch im zerfallenden Mauerwerk der Festung, doch sonst regte sich nichts. Er ging an die Südmauer dem Fluss gegenüber, der still vorüberzog wie ein Rauchschleier. Die drei Brückenbögen lagen im Dunkeln. Zwischen den gewundenen Ranken unter ihnen wollte Sergeant Harper große Forellen gesehen haben, doch Sharpe hatte ihm keine Zeit gelassen, um zu versuchen, sie zu fangen. Es sind die Nerven, dachte er wieder. Er war höllisch schreckhaft und machte alle anderen nervös.

Teresa kam die Leiter von den Unterkünften herauf. Sie gähnte, dann hakte sie sich bei Sharpe ein und legte den Kopf an seine Schulter. »Alles ruhig?«

»Alles ruhig.« Auf dem Wehrgang standen vier Riflemen. Sharpe hatte erwogen, auch einige Rotröcke hier oben zu postieren, doch ihre glattläufigen Musketen waren so ungenau, dass sie von hier kaum etwas ausrichteten, daher hatte er nur seine verbliebenen Gewehrschützen hierbehalten. Er entfernte sich von ihnen, damit sie nicht hörten, was er sagte. »Ich glaube, ich habe es gestern mit der Panik bekommen«, gestand er Teresa.

»Das ist mir nicht aufgefallen.«

»Ich habe Feinde gesehen, wo keine waren«, gab er zu.

Sie drückte seinen Arm. »Wenigstens bist du auf sie vorbereitet, wenn sie doch kommen.«

Er verzog das Gesicht. »Aber sie sind gar nicht da, oder? Sie sind viele Meilen entfernt und liegen im warmen Bett, und ich hatte deswegen eine schlaflose Nacht.«

»Schlafen kannst du heute tagsüber«, sagte Teresa.

Der Osthimmel war hell geworden, mit Wolken bebändert, die das erste Sonnenlicht zurückwarfen. Die Olivenhaine, die noch im Schatten der Nacht lagen, waren dunkel, doch in wenigen Minuten stieg die Sonne über die Berge, und Sharpe würde die Gefechtsbereitschaft der Kompanie aufheben lassen. Er würde ihnen einen angenehmen Tag schenken, denn den hatten sie verdient. Einen Tag, an dem sie ihre Uniformen flicken oder einfach schlafen konnten, im Fluss fischen oder zum Dorf gehen und die Mädchen begaffen.

»Vielleicht reite ich heute nach Salamanca«, sagte Teresa.

»Und lässt mich allein?«

»Nur heute«, sagte sie, »Antonia besuchen.«

Antonia war ihre gemeinsame kleine Tochter und hätte genauso gut Waise sein können, weil beide Eltern sich vor allem damit beschäftigten, Franzosen zu töten.

»Wenn das Wetter schön bleibt«, sagte er, »und die Franzosen nicht kommen, kannst du sie ja mitbringen.«

»Wieso eigentlich nicht?«

»Eine Woche hier täte ihr gut«, sagte Sharpe und dachte daran, wie unglaublich seine Männer die Kleine verwöhnen würden.

»Ich bringe sie mit«, entschied Teresa. Die Sonne glitt über die Berge, und Sharpe zuckte vor ihrem blendenden Licht zurück. Die Schatten der Bäume und Hecken streckten sich lang über die Straße, wo kein Franzose auftauchte. Mister MacKeon schlenderte von der Festung weg und ging ans Flussufer. Dort knöpfte er seine Hose auf und pinkelte in den Fluss. »Er verwandelt Wein in Wasser«, sagte Teresa leise.

Dann kam ein Ruf von der Brücke. Sharpe drehte sich um und hörte die Rufe. Er nahm sein Gewehr ab, doch er sah nichts, weil die Sonne so tief stand und den Osthimmel mit blendendem Licht erfüllte, doch aus dem Herzen des grellen Waberns kamen Reiter.

Nicht auf der Straße, sondern von Osten, zwischen den knorrigen Olivenbäumen hervor, wo sie sich versteckt hatten. Sharpe rief eine Warnung, doch es war schon zu spät. »Mister Price!«

»Sir!«

»Lassen Sie sie erst nahe herankommen!«

Doch Price missverstand ihn oder bekam es mit der Panik. Brüllend befahl er den Rotröcken zu feuern, und die Musketen warfen ihre Mündungsflammen in Richtung der Olivenhaine, aber auf viel zu große Entfernung. Dann schossen die ersten Gewehre von der Wehrmauer und stießen Rauchzungen aus, die ein Dutzend Fuß lang

waren. Mister MacKeon hatte, den Hosenstall noch offen, eine Muskete gepackt und feuerte sie über den Fluss ab. Sharpe spannte sein Gewehr, zielte auf einen Reiter dicht am Ufer und drückte ab. Das Ziel war sofort vom Rauch verborgen, und ihm hämmerte die Kolbenplatte aus Messing gegen die Schulter.

»Teresa!«, brüllte er, »Teresa!« Doch seine Frau rannte bereits die Stufen zum Hof hinunter, um ihr Pferd zu holen. Sharpe begann nachzuladen und hörte, wie die Hufe über den Stein der Brücke donnerten. Himmel, dachte er, ich bin an der falschen Stelle. Hier oben kann ich überhaupt nichts ausrichten!

»Daniel!«, rief er Hagman zu, dem dienstältesten Rifleman auf der Wehrmauer.

»Sir?« Hagman rammte gerade den Ladestock in den Gewehrlauf.

»Ich gehe nach unten! Lassen Sie sich nicht von hier vertreiben!«

»Wir kommen zurecht, Sir«, sagte Hagman stoisch. Der alte Wilderer hatte ein Gesicht wie ein Totengräber. Sein Haar reichte bis zu den Schulterblättern hinab, und er war der beste Mann, den Sharpe und Harper hatten.

Sharpe nahm vier Stufen auf einmal. Die ganze Zeit hatte er recht gehabt, doch zugleich hatte er sich auch geirrt. Er hatte erwartet, dass die verdammten Franzosen direkt auf der Straße kämen, geradewegs vor seine Gewehre wie die Lämmer zur Schlachtbank, doch die Hundesöhne hatten ihn getäuscht. Die Hundesöhne hatten ihn getäuscht! Sie waren dem anderen Flussufer gefolgt, von der aufgehenden Sonne verborgen, und jetzt waren sie auf der Brücke. Teresa, im Sattel ihres Pferdes, das vor Aufregung die Augen aufgerissen hatte, schwenkte den Brief als Erklärung, wohin sie ritt, dann spornte sie das Tier an, galoppierte durch den offenen Torbogen und hetzte ihr Ross in die Richtung, in der Salamanca lag.

Auf der Brücke krachten Musketenschüsse, dann antworteten andere Waffen. Pistolen, dachte Sharpe, als er die schärferen Detonationen der kleineren Waffen vernahm. Ein Mann schrie. Andere Männer brüllten. Sharpe landete schwer am unteren Ende der Treppe und eilte durch den Torbogen.

Und augenblicklich sah er, dass die Festung verloren war. Er hatte versagt.

*

Auf die Hilfe der Sonne hatte Capitaine Pailleterie nicht einmal gezählt, doch der Gott des Krieges trug heute Morgen den blauen Rock eines Franzosen, und kurz bevor der Husarenoffizier seine Männer aus dem Sichtschutz der Olivenbäume führte, glitt die Sonne hinter ihnen über den Horizont und warf den Verteidigern sein blendendes Licht in die Gesichter.

»Attacke!«, rief Pailleterie und stieß die Sporen nach hinten, damit sein großes schwarzes Pferd geradewegs zur Brücke rannte, die keine Viertelmeile entfernt lag. Eine letzte Anstrengung des Tieres, mehr wollte er nicht, und er stieß der Stute die Sporen erneut in die Weichen. Rauchwölkchen wurden auf der hohen Wehrmauer der Festung sichtbar, dann zeigten sich noch mehr auf der Brücke. Kugeln schlugen in den Boden, aber sie trafen niemanden. Auf der Brücke bildete ein Wagen eine grobe Barrikade, dahinter waren Rotröcke. Engländer! Keine Spanier, doch Pailleterie war es gleich. Sie alle waren Feinde Frankreichs und verdienten den Tod.

»Attacke!« Er zog das Wort in die Länge, nutzte es wie einen Kriegsruf, und flüchtig ging ihm der Gedanke durch den Kopf, dass nichts auf der Welt, nicht einmal eine Frau, solche Wonnen bereiten konnte. Ein Pferd in vollem

Galopp, ein überraschter Feind, ein blanker Säbel, Tod in der Faust.

Mehr Rauch stieg auf. Diesmal kam er von links, von einem Gehöft, und Pailleterie gewahrte undeutlich, wie einer seiner Reiter taumelte, ein Pferd schrie und ein Säbel über den Boden schlitterte, doch dann tauchte er in den Rauch, der über der Brückenstraße lag, und schwang sich aus dem Sattel, ehe sein Pferd ganz zum Stehen gekommen war. Eine einzelne Muskete blaffte und spie Pailleterie stechenden Qualm in die Augen. Er stolperte beim Absteigen, krachte gegen den Wagen, der seitlich auf die Brücke gestellt worden war, dann zog er sich zur Ladefläche hoch. Wie ein Irrer schrie er, rechnete damit, jeden Moment eine Musketenkugel in den Bauch zu bekommen, aber die Rotröcke luden noch nach. Er sprang auf sie hinab, den Säbel schwingend, und Sergent Coignet war neben ihm, dann setzte ein Schwarm bezopfter Husaren mit flammenden Pistolen und Säbeln, die in der Sonne blitzten, über den Wagen. Ein Rotrock war auf den Knien, die Hände vor dem Gesicht. Blut sickerte zwischen seinen Fingern hervor. Ein anderer lag tot über der Brüstung der Brücke, und die anderen wichen zurück. Nicht einmal die Bajonette hatten sie aufgepflanzt, und Pailleterie schlug mit dem schweren Säbel eine Muskete zur Seite und hieb nach dem Rotrock. Der Mann drehte sich weg, die Wange aufgeschlitzt, und die anderen Rotröcke warfen sich herum und rannten.

»In die Festung!«, rief Pailleterie seinen aufgeregten Männern zu. »In die Festung!« Die Rotröcke konnten warten. Die Festung musste genommen und gehalten werden, bis Herault eintraf. Der Capitaine entdeckte, dass sich keine Türen in dem großen Torbogen befanden. Er rannte hinein und sah einen großen Mann in einer grünen Jacke, der durch eine Tür verschwand.

»Hoch!«, brüllte er und wies seine Männer zur Treppe auf dem Hof. »Hoch!« Ein Schuss fiel über ihm, und eine Kugel schlug sich neben Pailleterie auf den Steinen platt. Er sah nach oben und entdeckte einen weiteren Mann in grüner Jacke, der sich gegen den Himmel abzeichnete, dann verschwand der Mann, während die Husaren die Treppe hochstürmten.

Pailleterie zog die Uhr aus einer kleinen Tasche seines Dolmans. Er öffnete den silbernen gewölbten Deckel mit einem Knopfdruck. Sechs Stunden, bis Herault eintraf, vielleicht weniger. Er schloss die Uhr, steckte sie weg und beugte sich vor, die Hände auf den Knien. Plötzlich war er müde. *Mon Dieu*, aber ich habe es geschafft!, dachte er. Seine Säbelspitze war rot, und er wischte sie an einer Hand voll Stroh sauber, dann hörte er, wie auf der Brücke seine Männer wütend brüllten.

Er eilte zurück. Die meisten seiner Reiter waren noch nicht abgestiegen um die Barrikade zu überwinden, und diese Männer ballten sich nun am Südende der Brücke. Sie erlitten Verluste, denn ständiger Beschuss kam aus dem weißen Gehöft nur zweihundert Schritt die Straße hinab. Pferde wieherten vor Schmerz, Männer lagen auf dem Boden, und das verdammte Feuer ging weiter. Pailleterie begriff, dass er grüne Jacken gesehen hatte, was Riflemen bedeutete, und wenn er seine Leute nicht bald in Deckung brachte, dann würden die Riflemen sie mit ihren verdammten Gewehren bis auf den letzten Mann umbringen.

»Sergent! Räumen Sie den Wagen weg! Machen Sie schon!«

Ein Dutzend Männer hoben den Wagen an und wuchteten die Räder einer Seite auf die Brüstung der Brücke. Er war zu sperrig, um ihn einfach über die Brüstung in den Fluss zu werfen, aber das Dutzend Männer hatte eine Lücke geschaffen, in der die Husaren

zu Pferd über die Brücke entkommen konnten. »In die Festung!«, brüllte Pailleterie. »In die Festung!« Ein Brigadier hatte das Pferd des Capitaine gerettet, und Pailleterie führte das Tier auf den Hof, wo es vor dem Gewehrfeuer sicher war. Dann öffnete er eine Satteltasche und nahm eine Trikolore heraus, die er Coignet übergab.

»Hängen Sie sie auf die Wehrmauern, Sergent. Hängen Sie sie hoch.«

Hagman und seine Riflemen waren die Leitern hinabgestiegen und flohen nun durch die Außentür des Vorratslagers. Die Franzosen fanden diesen Ausgang einen Moment zu spät, aber das war gleichgültig. Sie hatten San Miguel erobert, sie waren im Besitz des Flussübergangs, und Herault rückte an, um Panik in den britischen Nachschublinien zu verbreiten.

Und hoch über dem Rio Tormes flatterte die Trikolore.

*

Sergent Coignet war es, der den Wein fand, Hunderte Flaschen davon, alle hinter der abgeplatzten Gipsstatue der Jungfrau Maria, die in dem kleinen Schrein auf der anderen Straßenseite vor der Brücke stand. »Wollen Sie, dass ich die Flaschen zerschlage, *mon capitaine?*«, fragte er Pailleterie.

»Lassen Sie sie«, sagte Pailleterie. Der Wein wäre ein wunderbares Geschenk an Général Herault. »Aber sorgen Sie dafür, dass niemand sich Wein nimmt. Wenn ein Mann sich betrinkt, Sergent, dann kastriere ich ihn.«

»Sie werden ihn nicht anrühren, Général«, versprach Coignet. Er war ein kleiner, harter Mann, der nie ein anderes Leben gekannt hatte als das in der Armee, und in der Elite-Eskadron war sein Wort Gesetz. Der Wein befand sich in Sicherheit. »Merkwürdige Stelle, um Wein

aufzubewahren«, sagte er zu seinem Capitaine. »Wieso nicht in der Festung?«

»Vielleicht glaubten sie, die Jungfrau würde ihn beschützen?«

»Wein? Sie beschützt vielleicht Milch, *mon capitaine*, aber Wein?«

»Und sie hat ihn nicht beschützt«, stellte Pailleterie fest, »denn jetzt gehört er uns.«

Pailleterie hatte drei Gefangene gemacht. Zwei waren verwundete Rotröcke, von denen einer vermutlich sterben würde, während es sich bei dem Dritten um einen fülligen, verängstigten Mann handelte, der behauptete, ein Major des Versorgungsdienstes zu sein. Seine Anwesenheit wurde durch den Schatz an französischen Musketen erklärt, den die Husaren entdeckt hatten und der wieder in die Hände ihrer rechtmäßigen Eigentümer gehen würden. »Sie geben mir Ihr Ehrenwort als Gentleman«, sprach Pailleterie auf Englisch Tubbs an, »dass Sie keinen Versuch zur Flucht unternehmen werden?«

»Selbstverständlich nicht«, sagte Tubbs.

»Sie geben mir nicht Ihr Ehrenwort?«

»Nein, nein! Ich versuche nicht zu fliehen!« Nervös wich Tubbs von dem bezopften Franzosen zurück.

»Dann dürfen Sie Ihren Degen behalten, *monsieur*«, sagte Pailleterie mit einer knappen Verbeugung, »und erweisen Sie mir die Ehre, innerhalb der Festung zu bleiben.«

In dieser Hinsicht blieb den Husaren keine sonderlich große Wahl, denn sobald sie den Schutz der alten Burgmauern verließen, feuerte ein Rifleman auf sie. Coignet war haarscharf einer Verwundung entgangen, als er den Schrein untersuchte, aber zwei Männer waren gefallen und sechs verwundet worden, als Pailleterie den Wagen, der immer noch die Brücke blockiert hatte, über

die Brüstung in den Fluss stürzen ließ. Pailleterie bedauerte den Verlust der beiden Husaren, aber Géneral Herault brauchte bei seiner Ankunft eine freie Straße. Daher hatte er zwanzig Mann aus der Festung herausgeführt, und sie waren augenblicklich unter Beschuss aus dem Gehöft am Nordufer geraten.

»Vite! Vite!«, hatte Pailleterie gebrüllt und darauf geachtet, dem Gewehrfeuer am nächsten zu sein, als seine Männer den Wagen hochwuchteten, ihn vor und zurück schwangen und ihn schließlich über die Brüstung kippten. Einen Augenblick lang schwankte er dort. Splitter flogen, wo Gewehrkugeln in seine Bretter einschlugen, dann krachte er in den Fluss. Als die Barrikade beseitigt war, befahl Pailleterie seinen Männern, innerhalb der Mauern der Festung zu bleiben, auch wenn sein Lieutenant, der das Gehöft vom Wehrgang aus beobachtete, geschworen hatte, dass die Riflemen nun geflohen seien. Pailleterie wusste, dass seine Husaren und seine Pferde in Sicherheit waren, solange sie innerhalb der Festung blieben. Die Briten versuchten vielleicht, die Brücke zurückzuerobern, doch Pailleterie war zuversichtlich, dass er sie wieder in die Flucht schlagen konnte. Er hatte vierzig Mann in Linie am Tor der Festung, alle mit Pistolen bewaffnet, und wenn die Briten auf der Straße heranstürmten, würden sie in einem verheerenden Kugelhagel untergehen, sobald sie sich dem Tor näherten.

Daher war die Straße von Süden offen.

Général Herault und seine kleine Armee konnten kommen.

Und Pailleterie brauchte nur auf sie zu warten.

*

»Es war meine Schuld«, sagte Sharpe bitter.

»Ich hätte nicht so früh feuern sollen«, gab Price zu.

»Ich hätte nicht Pat Harper am anderen Ufer postieren sollen«, sagte Sharpe. »Ich hätte unsere Männer beisammenhalten müssen.«

Ensign Hickey sagte nichts, doch er wirkte verzweifelt. Er hatte nicht geglaubt, dass Captain Sharpe besiegt werden könnte.

»Hölle und Verdammnis!«, fluchte Sharpe nutzlos. Er hatte sich mit seinen Überlebenden zum Dorf zurückgezogen, wo sie sich hinter Gartenmauern verschanzen konnten. Die Festung lag hundert Schritt durch den Weingarten entfernt. Er hatte überlegt, einen Gegenangriff vorzunehmen, doch dazu musste er seine Männer um die Festung auf die andere Seite und dann durch den Torbogen führen, und damit würden die Franzosen rechnen. Die Außentür des Vorratslagers war geschlossen und ohne Zweifel von innen verrammelt. Hin und wieder zeigte sich auf den Zinnen eine schwarze Pelzmütze, wenn ein Husar herüberspähte, um sich zu vergewissern, dass die Briten keinen Unsinn anstellten. Der Anblick eines bezopften Feindeskopfes löste jedes Mal unverzüglich eine Salve aus Musketen- und Gewehrfeuer aus.

Daniel Hagman, der vom Flussufer aus beobachtete, meldete, dass die Franzmänner den Wagen in den Fluss gekippt hatten. »Aber einen von den Dreckskerlen hab ich erwischt, Sir«, sagte er, »und Harris hat auch einen abgeknallt.«

»Gut gemacht, Dan«, sagte Sharpe verdrossen, dann fragte er sich, wieso die Franzosen die Barrikade entfernten. Die Antwort war niederschmetternd offensichtlich. Weil sie Verstärkung erwarteten, das war der Grund. Weil die Husaren die Brücke nur so lange halten mussten, bis eine Flut von verdammten Crapauds darauf über den Fluss strömte. Weil gegen die britischen

Nachschublinien die Hölle entfesselt werden sollte, und Captain Richard Sharpe bekäme die Schuld, dass es so weit kommen konnte. Und das wäre auch begründet, denn es war sein Fehler. »Himmelherrgott!«, fluchte Sharpe.

»Heute scheint er ja nicht auf unserer Seite zu sein«, meinte Hagman milde.

Die einzige gute Neuigkeit bestand darin, dass Harper seine Männer sicher über den Rio Tormes gebracht hatte. Er hatte sie eine Meile nach Westen geführt und dann von einem Fischerboot übersetzen lassen. Sharpe beruhigte es ein wenig, den riesigen Iren und die zwanzig Riflemen wieder an seiner Seite zu haben, doch er wusste nicht, was er mit ihnen anfangen sollte. Sollte er sie in einem zum Fehlschlag verurteilten Gegenangriff auf das Tor der Festung opfern?

MacKeon kam zu Sharpe und kauerte sich neben ihn. Der Schotte trug die Muskete eines toten Rotrocks und rauchte eine kurzstielige stinkende Pfeife, mit der er zur Festung hinüberwies. »Das erinnert mich, Captain«, sagte er, »an diese scheußliche Festung in Indien.«

Sharpe fragte sich, ob MacKeon getrunken hatte. Die Festung von San Miguel ließ sich in keiner Hinsicht mit Gawilgarh vergleichen. Die indische Festung hatte auf einer Bergspitze gethront, in schwindelerregender Höhe über dem Hochland von Dekkan, während San Miguel eine verfallene Ruine an einem Fluss war. »Sieht mir nicht sehr nach Gawilgarh aus«, erwiderte Sharpe säuerlich.

»Vielleicht nicht.« MacKeon klopfte die Pfeife an einem Stein aus. »Aber die bezopften Kerle denken, es führt nur ein Weg rein. Und den Eingang bewachen sie auf Teufel komm raus, aber es gibt immer eine Hintertür, Captain, immer. Und bei Gawilgarh waren Sie der Bursche, der sie gefunden hat.« Mit dem Pfeifenstiel deutete er auf die Festung. »Sehen Sie den großen Riss da?« MacKeon zeigte auf einen zerklüfteten Spalt, der tief an der beschatteten

Westmauer begann und im Zickzack bis fast zur Brustwehr hinauflief.

Einen Augenblick lang fragte sich Sharpe, ob der Schotte wirklich erwartete, dass die Leichte Kompanie die Mauer hochkletterte, dann entdeckte er, dass zehn, elf Fuß über dem Boden ein ganzer Abschnitt Mauerwerk weggebrochen war. Die Stelle sah aus wie eine kleine Höhle und war halb von Efeu verborgen, doch MacKeon hatte recht. Das war eine Hintertür, und ein gewandter Mann konnte sich durch die Lücke quetschen, aber wozu? Sharpe konnte sich nicht erinnern, vor der Innenseite der alten Burg ein Loch in der Mauer gesehen zu haben, wohin also führte die Öffnung? »Sergeant Harper?«

»Sir?«

»Wenn so ein Froschfresser den Kopf über die Zinnen streckt, erschießen Sie ihn.« Die Riflemen konnten den Franzosen die Sicht verwehren, und wenn die Franzosen keine Sicht hatten, konnten sie nicht erraten, was Sharpe vorhatte. Er löste den Gürtel mit dem Wehrgehänge, ließ den schweren Säbel fallen und robbte dann, das Gewehr umgehängt, zwischen zwei Rebstockreihen auf die Festungsmauer zu. Kein Franzose entdeckte ihn, denn er war halb von den Pflanzen verdeckt, und kein Franzmann wagte es, den Kopf über die Brustwehr zu heben. Die Franzosen hatten die Festung vielleicht eingenommen, doch solange die Riflemen draußen waren, saßen sie darin in der Falle.

Sharpe erreichte den Fuß der Mauer, wo langes Gras vor dem Stein wuchs. Er blickte hoch zu der Stelle, wo Vögel zu ihren Brutplätzen in dem bröckligen Mauerwerk ein- und ausflogen, dann griff er hoch und begann zu klettern. Es war schwierig. Viel schwieriger als an der Felswand bei Gawilgarh. Die Wand war steil, aber nicht senkrecht gewesen, und es hatte Büsche gegeben, an denen man sich festhalten konnte. Der Spalt in der Festungsmauer bot

zwar zahlreiche Griffmöglichkeiten, aber er neigte sich von links nach rechts, und Sharpe musste mit den Stiefeln scharren, um festen Stand in der alten Mauer zu finden. Trotzdem zog er sich immer höher, während er fürchtete, jeden Moment den Knall einer Pistole über sich zu hören, aber dann konnte er endlich die dicken Efeuranken packen, und das half ihm weiter. Als er einen guten Halt für einen Fuß fand, konnte er sich in das große Loch in der Wand wuchten.

Das Loch war kleiner, als es ausgesehen hatte, doch Sharpe drehte sich auf die Seite und quetschte sich zwischen die Steine. Die Enge ließ ihn an den Schornstein denken, in dem er in Kopenhagen hochgeklettert war, und es schauderte ihn bei dieser Erinnerung. Sein Gewehr verfing sich im Efeu, seine Uniform an den Kanten der Steine. Er befürchtete, dass die Franzosen ihn hören mussten, als er sich befreite, und er schob sich weiter vor, bis sein Kopf innerhalb der Festung war. Ein widerlicher Gestank drang ihm in die Nase, und zuerst sah er nur Finsternis, dann entdeckte er helle Ritzen über sich und hörte Schritte auf Holz. Er musste in den Raum zwischen der Gewölbedecke des Vorratslagers und dem untersten Holzboden eingedrungen sein.

Er wand sich, bis er ganz innerhalb der Mauer war, und überlegte, was er nun erreicht hatte. Auf keinen Fall konnte er von hier aus einen Angriff führen. Die Männer brauchten zu lange, um die Mauer hochzuklettern, sie konnten nur einer nach dem anderen herein, und selbst wenn sie hier drin bei ihm waren, was konnten sie erreichen? Sie säßen in einem immer enger werdenden Raum zwischen der Decke des Vorratslagers und dem Holzboden fest.

Als er sich an das Halbdunkel gewöhnt hatte, sah er, dass die Stützbalken des Bodens eigentümlich zerfurcht

wirkten, dann begriff er, dass er auf Tausende von Fledermäusen blickte, die von den Balken herabhingen.

»Zum Teufel«, brummte er. Er versuchte, die Fledermäuse zu vergessen, und blickte sich um. Überall waren Stützbalken, einige davon recht kurz, aber alle so platziert, dass sie die Holzplanken auf dem gewölbten Steindach trugen, das dick von Fledermausmist bedeckt war.

Der Mist war es, der so furchtbar stank.

Ein Gewehr krachte, dann noch eines. Ein Franzose brüllte hoch über Sharpe auf, dann lachte ein anderer. Sharpe blickte aus der höhlenartigen Öffnung und entdeckte zwei Rauchwölkchen an den Gebäuden am anderen Ende des Weingartens, wo seine Männer in Deckung lagen. Er schob sich wieder zu dem Spalt, hob einen Finger und winkte, damit Harper wusste, dass ein Mann zu Sharpe kommen sollte.

Harper schickte Perkins, der geduckt zwischen den Rebstöcken zur Mauer rannte, und wieder sah kein Franzose den Engländer, denn sie hatten zu große Angst vor den Gewehren.

»Hören Sie mich, Perkins?«, rief Sharpe leise, und als Perkins nickte, sagte Sharpe ihm, was er wollte. Er sah dem jungen Soldaten hinterher, als er zum Dorf zurückrannte. Sharpe konnte jetzt nur warten, daher machte er sich es in dem Loch gemütlich und lauschte auf die Franzosen, die ein paar Fuß über seinem Kopf hin und her gingen. Er konnte ihre Pferde riechen, ihren Tabakrauch, dann hörte er, wie Englisch gesprochen wurde.

»Sie führten hier nicht den Befehl, Major?«, fragte eine Stimme mit französischem Akzent.

»Den Oberbefehl schon, natürlich.« Tubbs war es, der antwortete. »Aber die Verteidigung der Festung, die

militärische Verteidigung, lag in der Hand eines Schützenoffiziers. Eines Mannes namens Sharpe.«

»Er hat Sie im Stich gelassen, Major«, sagte der Franzose. »Seine Männer sind gelaufen wie die Hasen.«

»Schändlich«, sagte Tubbs. »Wenn ich ausgetauscht werde, *monsieur*, werde ich die vorgesetzten Dienststellen davon unterrichten. Aber er ist ein Kriegsoffizier, Pailleterie, ein Kriegsoffizier.«

»Sind wir das nicht alle?«, fragte Pailleterie.

»Sharpe kommt aus dem Mannschaftsstand«, sagte Tubbs geringschätzig. »So etwas passiert im Krieg eben, nicht wahr? Jemand macht als Sergeant eine halbwegs gute Figur, und ehe man sich's versieht, haben sie ihm ein Yard Litze an den Kragen genäht und erwarten, dass er sich wie ein Gentleman benimmt. Aber dem werden sie nicht gerecht. Sind nicht dazu erzogen, verstehen Sie?«

»Meinen Sie?«, entgegnete Pailleterie.

»Das ist eine Tatsache!«, verkündete Tubbs mit Inbrunst. »Bestünde kein Mangel an Offizieren, würden Kerle wie Sharpe niemals Offizier werden. Sie würden da bleiben, wohin sie gehören. In der Gosse, was? Aber ein paar muss man befördern, und alles, was sie tun, ist mit dem Saufen anzufangen. Sie fangen an zu saufen und vermasseln alles. Ich habe es Sharpe gesagt, ich habe es ihm deutlich gesagt. Die Franzosen werden kommen, habe ich gesagt, doch er wollte nicht zuhören. Aber was will man erwarten, hm? Der Kerl ist aus dem Mannschaftsstand aufgestiegen, und er war seiner Aufgabe nicht gewachsen, kein bisschen.«

»Ich bin aus dem Mannschaftsstand aufgestiegen«, sagte Pailleterie milde, und Tubbs stammelte einige Sekunden lang, dann herrschte Schweigen. Der Franzose lachte. »Mehr Wein, Major? Er tröstet Sie über die Niederlage hinweg.«

Dreckskerl, dachte Sharpe. Er meinte Tubbs, nicht den verdammten Froschfresser, dann kroch er wieder zur Öffnung, weil Perkins sich erneut zwischen den Rebstöcken heranschob. Diesmal begleiteten ihn Cooper und Harris. Beide zogen sie große Bündel mit sich, die in Decken eingeschlagen waren. Perkins brachte ein behelfsmäßiges Seil aus einem halben Dutzend Musketentrageriemen. Er richtete sich dicht an der Mauer auf und warf Sharpe ein Ende hoch, der es beim zweiten Versuch auffing. Dann musste er warten, bis das andere Ende am ersten großen Bündel befestigt war.

Fünf oder sechs Minuten dauerte es, dann hatte er beide Bündel oben bei sich. Das Heben nahm zwar nicht viel Zeit in Anspruch, aber die sperrigen Bündel ließen sich nicht gerade leicht durch den engen Spalt manövrieren. Sharpe war sich die ganze Zeit über der Franzosen bewusst, die so dicht über ihm standen, und der Fledermäuse, die unruhig wurden, als sie Aktivität in so großer Nähe spürten.

»Darf ich auf dem Wehrgang Luft schnappen?«, fragte Tubbs in so großer Nähe, dass Sharpe hochfuhr, als der Major sprach.

»Aber natürlich, *monsieur*«, antwortete Pailleterie. »Ich werde Sie begleiten, damit Ihnen nichts geschieht. Wenn Sie im Westen den Kopf über die Zinnen heben – peng!«

Sharpe lauschte auf die Schritte, mit denen sie die Leiter hochstiegen, dann häufte er den Inhalt der beiden Bündel zwischen die kurzen, schrägen Balken, auf denen der Holzboden ruhte. Perkins hatte gute Arbeit geleistet. Sharpe hatte jetzt Stroh, Kleinholz und sogar einen verkorkten Tonkrug mit Lampenöl, die Spende eines Dorfbewohners. Sharpe tränkte das Holz und das Stroh mit dem Öl, dann fuhr er mit einem Ausdruck des Abscheus mit dem rechten Zeigefinger durch einen klebrigen Fleck aus Fledermausmist.

Sein Gewehr war geladen, deshalb konnte er es nicht wagen, mit dem Steinschloss einen Funken zu schlagen, ehe er das Zündloch verschlossen hatte. Nahe der Wandöffnung geduckt, wo er besser sehen konnte, drückte er den Fledermausmist auf das Zündloch. Jetzt konnte ein Funke in der Pfanne das Pulver im Gewehrlauf auf keinen Fall erreichen.

Er zog eine Gewehrpatrone heraus, biss sie auf und ließ die Kugel fallen. Den Großteil des Pulvers streute er auf das Kleinholz, aber eine Prise behielt er zurück, praktizierte sie auf das zerrissene Papier und klemmte es in das Schloss des Gewehrs ein. Dann spannte er den Hahn und zuckte bei dem lauten Knacken zusammen. In der Hoffnung, es käme keinem Franzosen merkwürdig vor, unter seinen Füßen einen Musketenversager zu hören, drückte er ab.

Die Funken sprühten, das Pulver zischte, aber das Papier fing nicht Feuer. Sharpe musste noch eine Patrone aufbeißen und ihr das Schießpulver entnehmen. Er platzierte es wieder in die Pfanne, spannte den Hahn und drückte ab.

Diesmal züngelten zischelnde blaue Flämmchen an dem Papier, und Sharpe nahm es auf und hielt es nach unten, damit die Flammen größer wurden, während sie am Papier hochleckten. Als es richtig brannte und die ersten Fledermäuse panisch über seinem Kopf hin und her jagten, legte er das Papier auf das locker aufgeschichtete Stroh. Er wartete, bis die Flammen es ergriffen, das Schießpulver sich auf dem Kleinholz zischend entzündete, das Feuer das Lampenöl erreichte, die Flammen den Holzstoß hochsprangen und der Rauch sich in den dunklen Raum ringelte, der sich rasch mit flatternden Fledermäusen füllte.

Sharpe quetschte sich durch das Loch in der Wand und riss sich an einem vorspringenden Stein die Jacke auf. Der

Rauch verdichtete sich mit unfasslicher Geschwindigkeit und brodelte über seinem Kopf aus der Öffnung, während kreischende Fledermäuse ihn umschwärmten. Er griff nach dem Efeu und ließ sich fallen. Eine Sekunde lang hing er am Efeustamm und blickte hoch zu der Mixtur aus Fledermäusen und Rauch, die aus dem Mauerspalt quoll, dann brüllte ein Franzmann etwas, und ein Gewehr feuerte, dann noch eins, und der Efeu löste sich von der Wand und senkte sich mit Sharpe hinab. Er ließ los und stürzte schwer auf die Ranken. Ein Pistolenschuss peitschte, und eine Staubwolke zeigte, wo zwei Fuß neben ihm die Kugel in den Boden schlug.

Er war außer Atem, aber er schien sich keinen Knochen gebrochen zu haben. Sharpe nahm sein Gewehr auf und rannte hinkend zum Dorf. Ein Dutzend Gewehre feuerten, und Sharpe hörte die Kugeln gegen die Mauer krachen, dann war er sicher im Bewässerungsgraben, und Pat Harper beugte sich hinab und zog ihn hoch in den Gemüsegarten, wo sich die Leichte Kompanie verschanzt hatte.

»Sollen die den Brand erst mal auspissen, was, Sir?« Harper nickte in Richtung des Lochs in der Festungswand, das nun dicken grauen Rauch ausspie.

»Das beste Mittel gegen Ratten«, sagte MacKeon. »Sie ausräuchern.«

Sharpe legte die Hände zusammen. »Harry?«

»Sir?«, antwortete Lieutenant Price.

»Rotröcke in zwei Reihen, wenn Sie so gut wären. Musketen laden, Bajonette aufpflanzen. Pat?«

»Sir?

»Die Riflemen folgen mir. Wir stürmen auf meinen Befehl hin, Mister Price.«

»Jawohl, Sir!«

Solange es den Mistkerlen nicht gelang, das Feuer zu löschen, dachte Sharpe, blieb ihm noch eine Aussicht, diesen Kampf zu gewinnen.

*

Der Rauch stieg durch die Bodenbretter, doch eine kurze Weile lang merkte niemand etwas. Dann aber schlug Sergent Coignet Alarm. Auf dem untersten Holzboden lag dick der Rauch, obwohl nirgendwo Flammen zu sehen waren.

»Wasser!«, rief Pailleterie. »Holt es aus dem Fluss! Bildet eine Kette! Sergent Gobel! Ein Dutzend Männer soll die Pferde beruhigen! Kette bilden! Nehmt eure Mützen!«

Eine Kette aus Männern konnte Kalpaks voll Flusswasser vom Ufer herauf durch den Torbogen und die Leiter hinauf in den ersten Stock reichen, doch kaum kamen die ersten Männer zum Ufer und beugten sich vor, um Wasser zu schöpfen, als ein Gewehrschuss fiel, dann noch mehr, und zwei Husaren lagen tot am Boden, ein Dritter war verwundet. Sergent Coignet kostete es wertvolle Zeit, die Kette neu zu organisieren, sodass die Männer das Wasser auf der anderen Seite der Brücke schöpften, wo der nördlichste Bogen sie schützte, und dann war es bereits zu spät.

Das Feuer war noch nicht durch die Planken gebrochen, aber es zernagte die kurzen trockenen Balken, die den Boden stützten, und das gewölbte Dach des Lagerraums bildete einen waagerechten natürlichen Kamin, der sich mit Luft und sterbenden Fledermäusen füllte und mit beidem die Flammen nährte. Der Rauch verdichtete sich, und als das erste Wasser die Leiter hochgeschafft wurde – viel war es nicht, weil die Pelzmützen entsetzlich leckten –, konnte Pailleterie es nur auf den erstickenden Qualm

schütten und hoffen, dass es etwas ausrichtete. Unter seinen Füßen hörte er, wie die Flammen brüllten wie in einem glühend heißen Ofen, und er spürte die Hitze, die durch die Planken drang. Einer der zusammenfaltbaren Leinwandeimer, mit denen die Husaren ihre Pferde tränkten, kam die Leiter herauf, und Pailleterie leerte seinen Inhalt in den Rauch.

Das Wasser zischte, ohne etwas auszurichten, denn nun brannte der gesamte Boden. Ein paar Sekunden später brachen die Flammen an einigen Stellen durch, und der Zug fachte das Feuer an. Es griff nach den trockenen Balken, die die westliche Hälfte der Festung bedeckten. Die Flammen züngelten an den Leitern hoch, fuhren über die Balken und setzten die Trennwände in Brand. Der ständig dichter werdende Rauch drängte die Husaren zurück. Die Pferde wieherten laut vor Angst.

»Gobel!«, brüllte Pailleterie. »Schaffen Sie die Pferde ans Nordufer! Los! Los!«

Die Pferde wurden durch den Torbogen aus der Festung geführt, und als sie Freiheit sahen, preschten sie los über die Brücke zu den Olivenhainen. Die Flammen prasselten und tanzten und füllten das Innere der Festung mit unerträglicher Hitze und wogendem Rauch.

»Auf die Brücke!«, brüllte Pailleterie. »Pistolen! Sergent Coignet! Auf die Brücke! Nach Norden! Lieutenant! Wo sind die Gefangenen? Holen Sie sie!«

Rauchgeschwärzte Husaren taumelten durch den Torbogen. Die quadratische Festung war nun ein einziger gewaltiger Kamin, und das trockene Holz wurde mit einem unablässigen Brüllen verzehrt, das den Rauch hoch in den Himmel spie. Die Flammen loderten zwanzig, dreißig Fuß hoch über den Zinnen.

Coignet ordnete die Männer zu Schützenlinien, doch sie waren nervös, weil gleich neben ihnen die Flammen brüllten und rauchende Trümmer auf sie herabfielen, und

irgendwo innerhalb der Festung schrie ein Mann jämmerlich, weil er vom Feuer eingeschlossen war. Die verwundeten Rotröcke wurden herausgetragen und jenseits des Schreins ins Gras gelegt.

Und dann ging das Gewehrfeuer los. Ein Schuss nach dem anderen, von Norden aus einem Bewässerungsgraben, und die Husaren wurden zurückgeworfen oder krümmten sich zusammen.

»Wir machen einen Sturmangriff!« Pailleterie schob sich in die vorderste Reihe und zog den Säbel. Die Gewehre waren nicht zu weit entfernt, sechzig Schritt vielleicht, und er würde die verdammten Kerle massakrieren. »Zieht die Säbel!«

Auf der Brücke waren etwa sechzig Mann, und sie zogen die Waffen.

Es war Pailleteries letzte Chance, die Brücke zu halten.

Und Sharpe brüllte: »Feuer!«

*

Als Sharpe »Feuer!«, brüllte, gaben Lieutenant Price' Rotröcke, die vom Dorf herbeigeeilt waren und auf der anderen Seite der Straße zwei Schützenlinien gebildet hatten, eine Salve nach Süden auf die Husaren ab. Plötzlich war die Straße voller Blut, und Männer taumelten und brachen zusammen.

»Attacke!«, rief Sharpe. »Na los!« Und er rannte vor allen anderen los, den schweren geraden Säbel, Harpers Geschenk, gezogen. Die Festung stieß rechts von ihm rauchige Flammen aus, die Husaren wichen zurück – zumindest die, die noch standen –, und Sharpe fühlte sich von grenzenloser Wut ergriffen. Wie konnten diese Bastarde es wagen, ihn zu schlagen? Alles, was er jetzt noch wollte, war, sie zu töten, Rache zu nehmen, doch sie

flohen, rannten vor den blitzenden Bajonetten davon. Nicht ein Mann blieb stehen. Die verwundeten Husaren krochen über die Straße, die Toten lagen reglos, aber die Lebenden flohen an das südliche Ufer, um der rachsüchtigen britischen Infanterie zu entgehen.

Capitaine Pailleterie war ebenfalls von allumfassender Rage erfüllt. Wie konnten diese Mistkerle es wagen, ihm seinen Sieg zu verweigern? Die ganze Nacht war er geritten, war den Vorposten in den Ausläufern der Sierra ausgewichen und hatte die Infanteriegarnison einer Festung mit Kavalleristen in die Flucht geschlagen. Mit Kavalleristen! Männer hatten schon für weniger den Orden der *Légion d'honneur* erhalten, und jetzt waren diese Hunde von den Toten auferstanden, um ihn um seinen Ruhm zu betrügen. »Coignet! Coignet! Kommen Sie zurück! Husaren! Kehrt! Kehrt! Für den Kaiser!«

Zum Teufel mit dem Kaiser. Ihr Stolz war es, was sie innehalten ließ, nicht der Kaiser. Sie waren eine Elite-Eskadron, und als sie sahen, wie ihr Capitaine sich wieder der Brücke zuwandte, folgte ihm wenigstens die Hälfte. So kam es, dass zwei Haufen wütender Männer, deren Stolz auf dem Spiel stand, über dem Rio Tormes aufeinanderprallten.

»Jetzt tötet sie alle!«, brüllte Sharpe, und ihn erfüllte ein absurdes Hochgefühl, dass die Crapauds endlich doch kämpften. Wie beim Mähen drosch er den schweren Säbel in den Hals eines Franzosen und drehte die Klinge frei, während er dem Zusammensackenden ins Gesicht trat, dann stieß er mit der blutigen Waffe nach vorn. Säbel gegen Bajonette galt es, und der Kampf war wild wie bei einer Wirtshausschlägerei. Stoß und Hieb, Zähnefletschen und Tritt, und in Wirklichkeit waren die beiden Parteien zu dicht beieinander, als dass eine von ihnen einen Vorteil besaß. Die Rotröcke wurden gegen die Husaren gedrückt und hatten nicht genügend Platz, um mit den Bajonetten

auszuholen, und wenn ein Husar mit dem Säbel zuschlug, riskierte er, beim Waffenarm gepackt zu werden. Einige Männer feuerten Pistolen ab und erzeugten damit eine Lücke, die sich sofort wieder füllte. Ein Rotrock brach auf der Brüstung zusammen, das Gesicht blass, der Bauch von einem Säbel aufgeschlitzt. Ein Husar ging zu Boden, den Schädel von Sharpes Säbel gespalten, der den Pelzkalpak einfach zerteilt hatte. Sergent Coignet versuchte, den hoch gewachsenen Schützenoffizier zu erreichen, doch er stolperte über einen Toten, und der Schützenoffizier trat ihm erst ins Gesicht und dann noch einmal nach. Zähne spuckend versuchte Coignet, sich herumzurollen und dem Mistkerl den Säbel von unten in die Weichteile zu rammen, doch Sharpe war schneller und stach zuerst nach unten. Die Klinge schrammte über Rippen und brach durch. Blut platschte Sharpe auf die Stiefel. Pailleterie schuf sich Raum, indem er mit dem Säbel hin und her schlug, und Sharpe trat einen Schritt von Coignet weg, drehte die zweischneidige Säbelklinge aus der Leiche des Sergents und sprang zurück, weil Pailleterie einen Ausfall machte. Ein Säbel eignete sich dafür nur schlecht, und Sharpe schlug ihn mit seiner geraden Klinge beiseite und sprang auf den Husaren-Capitaine zu, rannte in ihn hinein, packte ihn, presste ihn gegen die Brüstung der Brücke und durchbohrte ihn.

Mit einem Schrei stürzte Pailleterie in den Fluss, dann rief eine andere Stimme noch viel lauter: »Aus dem Weg, verflucht! Aus dem gottverdammten Weg!«

Sergeant Harper war mit seinem siebenläufigen Salvengewehr da, das bösartige Bündel von Läufen an der Hüfte. Die Rotröcke wichen seitlich aus, als der große Ire in die Mitte der Brücke trat. »Bastarde!«, brüllte Harper und drückte ab. Es klang, als wäre eine Kanone abgefeuert worden. Roter Nebel hing über dem Rio Tormes, und Harper stürmte in die blutige Bresche, die seine Kugeln

für ihn gebahnt hatten, und schwang die schwere siebenläufige Waffe wie eine Keule. Er sang auf Irisch, verloren in einer alten Sage, in der Helden ihre gefallenen Feinde nach Dutzenden zählten.

Als ihr geliebter Capitaine fort war, wichen die Husaren zurück. »Ihnen nach!«, knurrte Sharpe. »Lasst sie nicht zu Atem kommen! Tötet sie!« Und Männer stiegen über Leichen, rutschten in Blutlachen aus und gingen mit den Bajonetten vor. Sharpe schlug mit einem Hieb seines schweren Säbels eine Klinge entzwei, und plötzlich begannen die Franzosen tatsächlich zurückzuweichen. Sie wichen zurück und flohen. Sie rannten in die Richtung davon, aus der sie gekommen waren.

»Anhalten!«, rief Sharpe. »Stehen bleiben! Halt!«

Die Brücke gehörte ihm. Die Franzosen flohen. Ein triefender Pailleterie kletterte am Südufer aus dem Wasser, doch der Kampf war für ihn vorbei. Seine Männer flohen.

»In Reihe antreten!«, rief Sharpe. Antreten, die Toten zählen, die Verwundeten verbinden – dann blickte er nach Süden, und die Kinnlade fiel ihm herunter. »Hölle und Verdammnis«, sagte er.

»Gott schütze Irland«, sagte Patrick Harper neben ihm.

Denn jeder verdammte Kavallerist in ganz Frankreich war auf der Straße. Sämtliche Pferde des Kaisers und sämtliche Männer des Kaisers mit Lanzen und Säbeln. In blauen Röcken und grünen Röcken, in weißen Röcken und in braunen Röcken. Mit Federbüschen und Schnüren und Litzen und Pelissen und Säbeltaschen und Talmiglanz. Die polierten Klingen funkelten in der Sonne wie ein Feld aus Stahl.

Und alle diese Reiter rückten geradewegs auf die Leichte Kompanie des South Essex zu.

»Gott schütze Irland«, sagte Harper noch einmal.

»Zurück!«, rief Sharpe. »Zurück!« Zurück ans nördliche Ende der Brücke. Nicht, dass der Rückzug etwas genützt hätte, aber vielleicht bekam er dadurch Zeit zum Nachdenken.

Zum Nachdenken über was? Den Tod?

Was zum Teufel konnte er tun?

*

Général Herault hatte nicht alle seine Männer dabei, denn einige Pferde waren während des langen Nachtmarsches einfach zusammengebrochen, doch er verfügte über gut zwölfhundert Kavalleristen. Er war von der Sierra de Gredos herabgekommen, nur um mit anzusehen, wie die Festung von San Miguel de Tormes Rauch ausstieß wie ein Brennofen und seine geliebte Elite-Husaren-Eskadron von einem zusammengewürfelten Haufen von Rotröcken und Grünjacken von der Brücke getrieben wurde.

Doch es war nur eine Hand voll britischer Fußsoldaten, und ein Blick ans Nordufer zeigte Herault, dass keine weiteren englischen Truppen in der Nähe waren. Keine Artillerie, keine Kavallerie, keine weitere Infanterie, nur ein kleiner Haufen von Männern, die schon, während er zusah, hinter dem Buckel der Brücke zurückwich, um auf der anderen Straßenseite eine Doppellinie zu bilden. Die Riflemen verteilten sich auf der Böschung, eindeutig in der Absicht, jedem Reiterangriff mit ihrer entsetzlichen Zielgenauigkeit in die Flanke zu fahren.

Das also stand zwischen ihm und dem Sieg. Zwei Schützenlinien und eine Hand voll Grashüpfer. So nannten die Franzosen die Riflemen: *Sauterelles*. Die Mistkerle flitzten immer im Gras umher, schossen aus dem Hinterhalt, bewegten sich sofort weiter. Grashüpfer.

Herault hielt inne. Sinnlos, sich kopfüber auf die Brücke zu stürzen. Selbst eine Hand voll Rotröcke konnte in der Enge einer Brücke Schaden anrichten, und zwei tote Pferde zwischen den Brüstungen bildeten bereits eine ziemlich wirksame Barrikade. Nein, die *Rosbifs* und *Sauterelles* mussten erst dezimiert werden, dann würde er eine mörderische Eskadron polnischer Ulanen auf sie hetzen. Infanterie hasste Ulanen wegen ihrer Lanzen. Herault liebte sie.

Als Erstes rief er seine Dragoner in den grünen Jacken zu sich. Dragoner sollten als berittene Infanterie kämpfen und waren alle nicht nur mit Säbeln, sondern auch mit Musketen bewaffnet, und Herault verfügte über dreihundert von ihnen.

»Lassen Sie Ihre Männer absitzen«, befahl er dem Colonel der Dragoner, »und bilden Sie eine Schützenlinie. Bringen Sie sie nahe an den Fluss und halten Sie diese Bastarde mit Beschuss nieder.« Er ging davon aus, dass die Dragoner die Riflemen zu einer Feuerpause zwingen konnten, während die Rotröcke vermutlich Deckung hinter den Brüstungen der Brücke finden würden. Doch genau dort wollte er sie haben.

»Soll ich die Brücke zu Fuß stürmen?«, fragte der Colonel.

»Ich werde die Brücke stürmen«, erwiderte Herault. Die Dragoner würden die Rotröcke dazu bringen, sich hinter die Brüstungen zu kauern, und Herault würde mit den gefürchteten polnischen Ulanen über die Brücke hereinbrechen.

Die Dragoner stiegen ab, ließen ihre Pferde bei den Husaren und eilten mit ihren Musketen vor. Herault ließ sie ihre Pflicht tun, während er sein Pferd gemächlich zu der Stelle lenkte, wo die Polen in ihren dunkelblauen Uniformen mit den gelben Besätzen und den viereckigen Tschapkas aus schwarzem Leder mit gelben Deckeln

warteten. Ihre Lanzen waren frisch geschliffen, jede lange doppelschneidige Klinge so scharf wie ein Rasiermesser. Er suchte eine Eskadron mit der einzelnen weißen Epaulette aus, dem Kennzeichen der Eliteeinheit, und borgte sich bei einem Reiter aus einer anderen Eskadron eine Lanze. Der Schaft bestand aus Eschenholz, war vierzehn Fuß lang und trug eine schmale Stahlklinge von noch einmal achtzehn Zoll. Herault hatte mit eigenen Augen gesehen, wie ein Ulan im vollen Galopp einem hart gekochten Ei die Spitze abtrennte, und der Eierbecher hatte nicht einmal gezittert, als die Lanzenklinge traf und schnitt.

»In wenigen Augenblicken«, sprach er zu den Polen und wartete, damit seine Worte übersetzt werden konnten, »überqueren wir die Brücke und töten sie alle.« Er würde sie anführen, denn das war Tradition in der französischen Armee. Hatte nicht Général Bonaparte sich seinen Namen auf der Brücke von Arcola gemacht? Nun wollte Herault eine weitere Brücke in das Buch der Legenden Frankreichs eintragen.

Die Dragoner hatten Störfeuer über den Rio Tormes eröffnet, und als Herault sich in seinem Sattel umdrehte, sah er, wie die *Sauterelles* vor ihrem Beschuss zurückwichen. Er schob die Hand durch die Schlaufe, die an der Mitte des Lanzenschafts befestigt war.

Es wurde Zeit, den Feind vernichtend zu schlagen.

Zeit zu siegen.

*

Hölle, dachte Sharpe, doch was nun? Wenn seine Männer aufstanden, entblößten sie sich dem Störfeuer der dreihundert Dragoner, und wenn sie in Deckung blieben, konnten sie nicht über den Buckel der Brücke blicken. Sie

konnten eine Salve schießen, wenn die Franzosen kamen, doch dann wären die großen Pferde auf weniger als vierzig Fuß an sie heran. Selbst wenn die Salve die Kavalleristen an der Spitze tötete, würden die toten und sterbenden Pferde auf der Straße weiterschlittern und mit ihrem Gewicht gegen die Rotröcke prallen. Sharpe hatte gesehen, wie bei García Hernández das erste französische Karree brach, weil die Franzosen einen Augenblick zu lange das Feuer zurückgehalten hatten und die Kadaver der erschossenen Pferde wie ein Rammbock auf die vordere Schützenlinie der Formation traf. Er erhob sich, zog eine pfeifende Salve von Dragonerfeuer auf sich, ertrug den Beschuss aber lange genug, um eine Eskadron von Ulanen zu sehen, die zur Straße trabte. »Verfluchte Ulanen«, sagte er. Er hasste Ulanen.

Er musste die Brücke verbarrikadieren, aber der Wagen lag im Fluss, und alles Holz in der Festung, das sich vielleicht hätte nutzen lassen, war nun Teil des Infernos. Rauch und Glut umgaben Sharpe. Die oberen Geschosse der Festung waren zusammengebrochen und warfen Funken hoch in den wolkenlosen Himmel. Die Hitze der Feuersbrunst war kaum auszuhalten.

Mister MacKeon kauerte neben dem Wegschrein und winkte Sharpe näher. Er ging zu dem Schotten, und MacKeon zeigte mit dem Daumen durch das Eisengitter, das die Jungfrauenstatue schützte. »Hier liegt Ihre Antwort, Mister Sharpe«, sagte er.

Soll ich beten, fragte sich Sharpe, dann blickte er an der abblätternden Gipsheiligen vorbei und sah zu seinem Erstaunen, das sich im hinteren Raum der Kapelle Hunderte von Weinflaschen stapelten, die zu zerschlagen er Harper aufgetragen hatte. »Schon mal was von Krähenfüßen gehört?«, fragte MacKeon.

Krähenfüße. Sharpe hatte nicht nur von ihnen gehört, auf den schmalen Straßen von Santiago de Compostela hatte

er sie schon einmal benutzt. Ein Krähenfuß war ein Stern aus Metallstacheln mit vier Spitzen, die zu Hunderten auf dem Boden verstreut wurden, um Reiterattacken zum Halt zu zwingen. Der Stachel eines Krähenfußes bohrte sich in den weichen Teil eines Hufs und verursachte solche Schmerzen, dass kein Pferd weiterlaufen konnte. Harpers Ungehorsam gab ihnen eine Möglichkeit in die Hand, Krähenfüße zu improvisieren.

»Harper! Harris! Cooper! Perkins!«, bellte Sharpe zu dem Weingarten hinüber, wo die Riflemen Stellung bezogen hatten. »Kommen Sie her! Sofort! Schnell!«

Auf der Straße südlich der Brücke schallte eine Trompete, und die Ulanen senkten ihre Lanzen. Général Herault trabte mit seinem müden Ross an die Spitze der Eskadron. Die Dragoner schossen eine Salve, die pfeifend von der Brückenbrüstung abprallte oder sich auf dem Mauerwerk der Festung platt schlug. Wenn diese armselige Mauer zusammenbrach, dachte Sharpe, konnte sie seine Männer verschütten, doch er hatte keine Zeit, um darüber nachzudenken. Zeit hatte er nur für Harper, der seine Arbeit vollenden sollte.

Die vier Riflemen waren über das Feld gerannt und warfen sich neben Sharpe in Deckung, während über ihnen die Kugeln hinwegpfiffen. »Jede verdammte Flasche, Pat«, sagte Sharpe, »muss zerschlagen werden, genau, wie ich es Ihnen verdammt noch mal befohlen habe.«

»Jetzt, Sir?« Harper starrte Sharpe an, als wäre sein Captain verrückt geworden. »Sie wollen, dass wir das jetzt machen?«

»Werfen Sie sie hoch auf die Brücke«, sagte Sharpe. »Genau in die Mitte. Sofort! Und schnell! Machen Sie einfach, verflucht!«

Harris und Perkins kauerten sich in den Schrein und schoben die Flaschen zur Tür hinaus, und Harper, Sharpe und Cooper schleuderte sie auf den Buckel der Brücke.

MacKeon half, dann kamen noch zwei Rotröcke und machten mit, denn es waren so viele Flaschen. Hunderte. Harper musste vierhundert Flaschen beiseite geschafft haben, begriff Sharpe. Ohne Zweifel hatte der Sergeant gehofft, sein Kompaniechef würde sie nicht finden, und dann hätte er den Wein an die Männer verteilt – oder ihn eher an die Dörfler verscherbelt. Sharpe war verdammt dankbar für den Ungehorsam des Iren. »Beeilt euch!«, rief er, denn die Trompete erklang wieder, und er hörte Hufgetrappel.

Sie schleuderten die Flaschen, bis die Brücke vor Wein überfloss, Wein, der das trocknende Blut verdünnte und an den Leichen vorbeirann, die auf der Straße liegen geblieben waren. Allerdings war es nicht der Wein, der Sharpe retten sollte, sondern die dicke Schicht aus grünen Glasscherben, die sich in der Mitte der Brücke verteilte. Immer noch warf er Flaschen, die roten Rebensaft umherspritzend zerbarsten, und jede zerplatzte Flasche hinterließ eine Hand voll rasiermesserscharfer Glasscherben ganz wie jene, die reiche Leute in die Kronen ihrer hohen Mauern setzen ließen, um Einbrecher abzuhalten. In seiner Jugend hatte sich Sharpe mehr als einmal an solch einer heimtückischen Falle geschnitten. Glasscherben. Verflucht scharf, verflucht gemein.

Harris und Perkins kamen aus dem Schrein, in den Armen die letzten Flaschen, und sie warfen sie auf die Brücke.

Das Hufgetrappel war zu Donner angeschwollen, der die Luft erzittern und den Boden erbeben ließ, und die Kinnketten und Säbelscheiden rasselten. Sharpe erhob sich und sah, dass die Ulanen direkt auf ihn zupreschten. Sogar die Dragoner hatten das Feuer eingestellt, damit sie den Sturmangriff der Polen auf der Brücke beobachten konnten.

»Auf, auf!«, brüllte er seine Rotröcke an. »Legt an!«

Die Männer setzten die Musketen an die Schultern. Die Bajonette, viele noch rot befleckt mit Blut, zeigten auf den Brückenbuckel, auf dem eine dicke Schicht grüner Glasscherben in der Sonne funkelte.

Die Ulanen ritten nun in einer Reihe, die sich zusammenzog, damit sie die Brücke in fliegendem Galopp überqueren konnten, und die elysischen Gefilde waren erfüllt vom Donner der Hufe und dem Geschmetter der Trompete, die die langen Lanzen vorantrieb.

Sharpe zog seinen schweren Säbel. Er musste fest daran ziehen, weil das Blut auf der Klinge in der Scheide angetrocknet und verkrustet war.

Einige Dragoner schossen wieder. Ein Rotrock taumelte und ließ die Muskete fallen. Sergeant Huckfield zog ihn aus der vorderen Linie weg.

»Näher kommen lassen! Näher kommen lassen!« Die Litanei der Schlacht. »Näher kommen lassen!«

Harpers Riflemen feuerten auf die Dragoner, und die vordersten Ulanen kamen auf die Brücke.

»Feuer!«, rief Sharpe, und seine dreißig Musketen flammten auf und rauchten, und er glaubte, dass ein Pferd schreiend zusammenbrach. »Nachladen! Schnell!«, brüllte er. »Nachladen!« Der Hufdonner war noch immer laut auf der Brücke, und Sharpe eilte auf die Seite, um am dichten Pulverrauch der Musketen vorbeisehen zu können.

Ein Husar führte die Attacke an, doch dieser Husar hielt eine Lanze. Er erreichte den höchsten Punkt der Brücke, und sein Pferd ging auf die Hinterhand und wieherte schrill. An den schlagenden Vorderhufen funkelte es grün. Ein zweites Pferd schlitterte in das Glas und bebte am ganzen Leib. Sein Reiter versuchte verzweifelt, es wieder unter Kontrolle zu bringen, dann trat ein drittes Pferd in die Glasscherben und bäumte sich ebenfalls auf. Hinter ihnen drängten sich die Ulanen, ohne an den panischen

Tieren vorbeizukommen. Die Pferde schrien wie am Spieß, Blut lief ihnen von den Hufen, und Sharpe sah zu seinen Rotröcken. Sie schoben gerade die Ladestöcke wieder in die Hülsen der Musketenschäfte.

»Anlegen!«, brüllte er. Die Musketen kamen hoch, als eine Dragonerkugel an Sharpes Tschako vorbeipfiff. »Feuer!«, rief er. Diesmal gingen, von der Salve getroffen, die drei vordersten Pferde zu Boden, und die Brücke war blockiert. Zwei der Tiere starben innerhalb von Sekunden, doch das dritte lag auf der Seite und schrie, während es mit den Hufen auf die Scherben trommelte, die den Sturmangriff vereitelt hatten.

Sharpe drängte sich durch die Linien und rannte hoch auf die Brücke, deren Pflaster vom Wein glitschig war. Der Husar war unter seinem Pferd eingeklemmt und verzog das Gesicht, weil er auf die Glasscherben gedrückt wurde. Als Sharpe näher kam, versuchte er dennoch, die Lanze zu heben, doch Sharpe trat die Waffe beiseite, packte den Husaren beim Kragen der braunen Uniform und zerrte ihn einfach unter seinem Pferd hervor. Glas knirschte unter Sharpes Stiefeln. Der Husar brüllte auf, als er mit der Hüfte durch die Flaschenscherben geschleift wurde, dann hatte Sharpe ihn befreit und riss die Pistole des Mannes aus dem Holster. Er spannte den Hahn, zielte und schoss. Das schreiende Pferd erschauerte einmal und starb. Sharpe drängte seinen Gefangenen die Brücke hinunter.

»Harry!«, rief er Lieutenant Price zu. »Gehen Sie mit den Rotröcken zu den toten Pferden vor. Das ist Ihre neue Barrikade. Ensign?« Er rief nach Hickey, weil er wusste, dass der Ensign ein wenig Französisch sprach. Er wollte dem Feind eine Feuerpause anbieten, in der die Verwundeten vom Feld geschafft werden konnten. Die eigentliche Absicht, die hinter seinem Angebot steckte, bestand allerdings in dem Wunsch, Zeit zu gewinnen, bis

die Verstärkung aus Salamanca eintraf. »Ensign!«, rief er wieder.

»Tot, Sir«, sagte Harper. »Von einem Dragoner getroffen.«

»Gottverdammt, wieder so ein verfluchter Ensign tot«, sagte Sharpe. Er nahm seinem Gefangenen die Lanze ab, zerriss die Handschlaufe und zog den Säbel des Franzosen heraus. »Harris. Sie sprechen doch die Froschfressersprache. Finden Sie heraus, was zum Teufel die Dreckskerle hier wollen. Hauen Sie dem Kerl ein paar rein, wenn er nicht reden will. Dann sagen Sie ihm, wir wollen eine Feuerpause, um die Verwundeten zu versorgen.«

Plötzlich hörten sie noch mehr Hufschlag und noch eine Trompete, und Sharpe fuhr herum und sah, dass eine Feuerpause unnötig geworden war, denn die Verstärkung traf ein. Er blickte nach Norden und sah Reiter in Blau und Gelb, eine ganze Schwadron Reiter, die auf der Straße nach Salamanca herbeigaloppierte, die Pferde weiß vor Schaum, so hart waren sie angetrieben worden. Teresa ritt neben dem anführenden Offizier, der eine Hand hob und Sharpe angrinste, während er sein Pferd zügelte.

»Hauptmann Lossow«, sagte Sharpe und streckte den Arm hoch, um dem Deutschen die Hand zu schütteln.

Rittmeister von Lossow von der King's German Legion musterte das Blut und den Wein auf der Brücke und die Dragoner, die zurück zu ihren Pferden eilten, dann die große Masse der französischen Kavallerie, die weiter hinten in den Feldern stand. »Das müssen tausend Mann sein, Richard«, sagte Lossow.

»Möchten Sie hingehen und mit ihnen spielen? Dann müssen Sie mir Zeit geben, das Glas von der Brücke zu kehren.«

»Wir warten hier«, sagte Lossow und schwang sich aus dem Sattel. »Uns folgen ein Bataillon Infanterie und eine Batterie Geschütze. Aber wie es aussieht, haben Sie es auch ohne uns geschafft.«

»Wir sind zurechtgekommen«, sagte Sharpe und lächelte zu Teresa hoch. »Wir sind zurechtgekommen.«

Tubbs war in der brennenden Festung eingeschlossen gewesen und verbrannt, und die erbeuteten französischen Musketen waren nichts weiter als eine Masse aus geschmolzenem Metall. Für nichts mehr zu gebrauchen, sagte MacKeon.

Sharpe wusste, dass er den Kampf ohne MacKeon nie zu seinen Gunsten entschieden hätte. »Ich schulde Ihnen was«, sagte er.

»Zum Teufel damit«, sagte der Schotte. »Mir ist bloß eingefallen, was Sie bei Gawilgarh gemacht haben, Mister Sharpe, und ich sagte mir, das schaffen Sie auch noch mal.«

An diesem Abend traf Pierre Ducos mit der französischen Infanterie ein, doch Heraults kühner Plan war gescheitert. Eine Batterie englischer Feldgeschütze und eine Linie aus Rotröcken verteidigten nun die Brücke neben der qualmenden Festung. Herault war in Kriegsgefangenschaft geraten, berichtete Capitaine Pailleterie, von einem Rifleman namens Sharpe besiegt.

Ducos war außer sich vor Wut. Diese Narren! Die französische Kavallerie hatte die Brücke erobert und wieder verloren! Was für unfähige Trottel! »Dafür werden Sie büßen, Pailleterie«, schwor er. »Büßen!« Dann befahl er Général Michaud, seine Infanterie kehrtmachen zu lassen und nach Süden abzuziehen. Er zückte sein kleines Notizbuch, strich die Empfehlung zu Heraults Beförderung aus und trug Pailleteries Namen mit einem Kreuz daneben ein, dann den Namen des britischen Schützenoffiziers, der ihn um den Sieg betrogen hatte. *Sharp*, schrieb er, denn er

wusste nicht, dass der Name auf »e« endete. Ein Name, an den man sich erinnern sollte, doch andererseits vergaß Ducos nie etwas.

Sharpe beobachtete den Abzug des Feindes. Mit Teresa stand er auf dem höchsten Punkt der Brücke von San Miguel de Tormes und blickte den Franzosen hinterher. Seine Kompanie war es, die die Franzosen zurückgeschlagen hatte. »Ich hatte Glück«, sagte er leise. »Hatte den Sieg gar nicht verdient.«

»Natürlich hast du den Sieg verdient«, erwiderte Teresa.

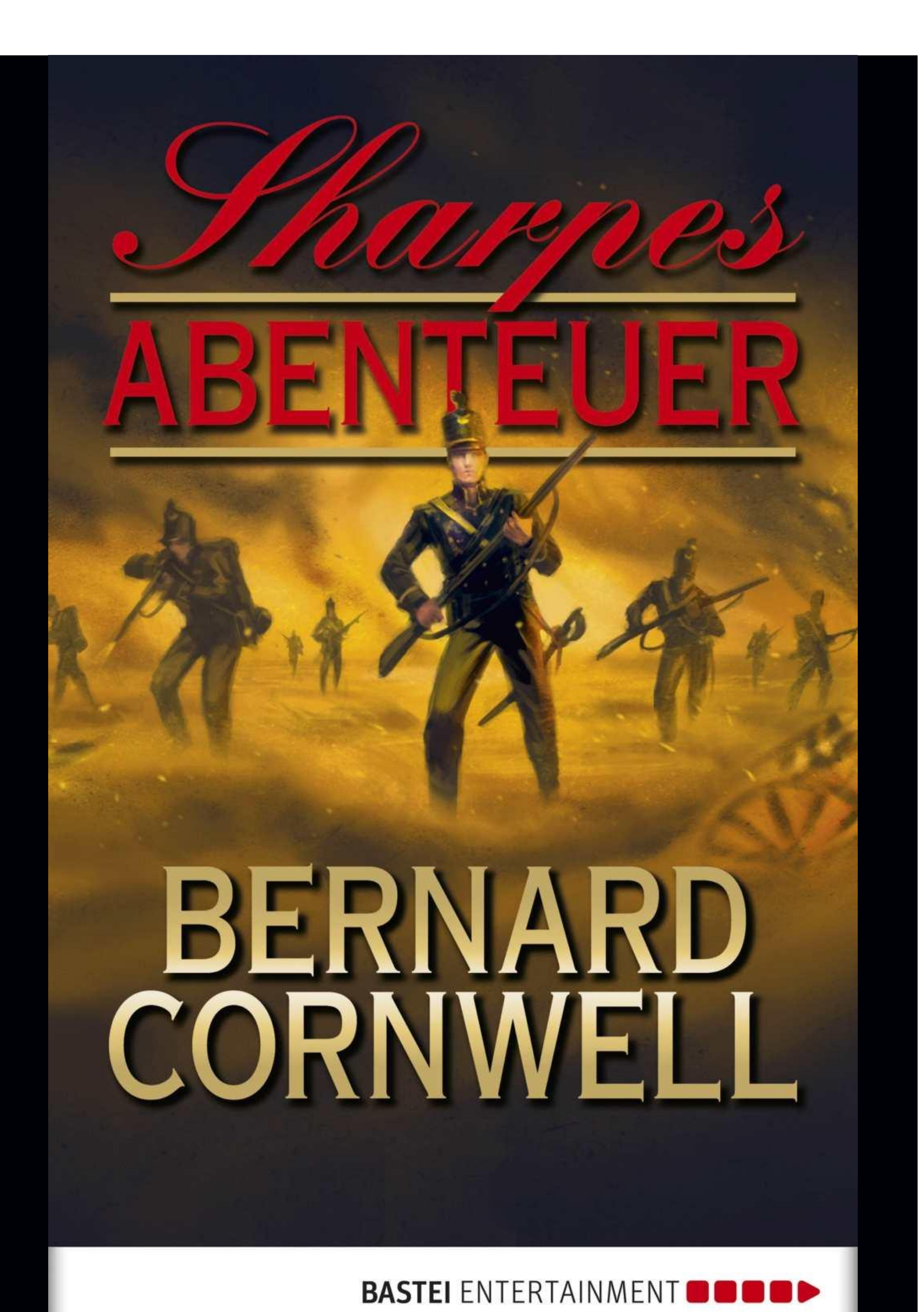
»MacKeon war es«, sagte Sharpe. »Er hat mich an das erinnert, was wir bei Gawilgarh getan haben. Und Pat Harper, der wie üblich Befehle missachtet hat.«

»Es war eine Schlacht«, sagte Teresa, »eine Schlacht in Spanien, und wir haben sie gewonnen.«

»Nein«, sagte Sharpe und legte ihr den Arm um die Schultern. »Das war keine Schlacht, Liebes. Nur ein Scharmützel.«

Nur ein Scharmützel, doch die Franzosen hatten es verloren, und ihr General war Sharpes Gefangener. Zu viele Männer waren gestorben, und das war Sharpes Fehler, doch die Armee würde sich nur daran erinnern, dass Captain Sharpe die Franzmänner aufgehalten hatte. Daher war seine Karriere vorerst gesichert, die Franzosen würden Madrid räumen, und Wellington konnte weiter nach Norden vorrücken. Und das nur, weil Sharpe ein Scharmützel ausgefochten und es gewonnen hatte.

Es war Sharpes Scharmützel.


Sharpes
ABENTEUER
BERNARD
CORNWELL
BASTEI ENTERTAINMENT